

Der Textil-Arbeiter

Organ des Deutschen Textilarbeiter-Verbandes

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Berlin O 34, Memeler Straße 8-9
Fernsprecher: E-7, Weichsel 4071. — Die Zeitung ersch.
jeden Freitag. — Telegrammadresse: Textilpraxis Berlin.



Anzeigen- und Verbandsgebühren sind an Deutscher Textilarbeiter-Verband, Hauptvorstand,
Berlin O 34, Memeler Str. 8-9 (Postfach-Konto Berlin Nr. 12971), zu richten. Bezugspreis,
nur durch die Post, vierteljährlich 6 Mt. Anzeigenpreis für die achtgespaltene Vorgabzeile 2 Mt.

Nummer 2

Berlin, den 8. Januar 1932

44. Jahrgang

Eine andere Wirtschaftspolitik Aussichten

auf den Rohstoffmärkten

Es ist zur Gewohnheit geworden, die Aussichten für die konjunkturelle Entwicklung immer wieder von den Rohstoffmärkten zu beurteilen. Es spielt hier die Erinnerung mit, daß die Krise von den Rohstoffmärkten gekommen ist, und die Erwartung, daß ihre Liquidierung nur von den Rohstoffmärkten her kommen kann.

Die Preisentwicklung bietet kaum Anhaltspunkte. Die Preise auf den Rohstoffmärkten sind in den vergangenen Jahren weiter gefallen. Der Weizen, immer gegenüber dem Vorjahr, auf rund 50 Cents je Bushel gegenüber 77 Cents, Kupfer auf 6,5 Cents gegenüber 11, Baumwolle auf 6 gegenüber 10,30, Silber auf rund 15 Penny gegenüber 19. Die Preisentwicklung scheint aber nicht von Entscheidung zu sein. Hier spielt nämlich die berühmte Wechselwirkung mit. Haben zunächst die Rohstoffpreise und die Überproduktion in den Rohstoffländern die Preise in den Verarbeitungsländern gesenkt, so gehen jetzt die Wirkungen nach der anderen Richtung. Der abfallende Bedarf und die zusammenschrumpfende Einfuhr drücken die Rohstoffpreise in einem Maße, wie das in den letzten 50 Jahren in der Wirtschaftsgeschichte noch nicht der Fall war. Drücken so arg, daß sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika, trotz geringster Aussichten und trotz eines Riesendefizits in den Staatsschatzen, zu einer neuen Stützungsaktion für Baumwolle entschließen mußten.

Aber etwas anderes scheint von Entscheidung zu werden. Unter staatlichem Einfluß und unter Druck der verkürzten Kredite ist man in den Rohstoffindustrien zu einer umfangreichen Verringerung der Kapazität übergegangen. Man hat die Anbauflächen in einem derartigen Umfang eingeschränkt, wie man das bis vor kurzem noch für unmöglich gehalten hätte. Man will „planen“. Dazu sind schlechte Ernten gekommen. Die gute Baumwollernte in Nordamerika ist schließlich eine Ausnahme, die für Nordamerika wohl eine Reforbernte bedeutet, aber die Weltweite nicht wesentlich vergrößert. So rechnet man z. B. für Weizen damit, daß Nordamerika im kommenden Getreidejahr über wesentliche Exportüberschüsse aus der neuen Ernte nicht mehr verfügen wird. Man wird an die Bewertung der Reserven, die in den letzten guten Erntejahren herangewachsen sind, an die bisher unverwertbaren Rohstofflager gehen können. Das müßte die Kaufkraft der Ueberseeländer anregen. So würde man dann zu den Möglichkeiten kommen, die Agrarkrise zu liquidieren. Das wäre von unschätzbarem Vorteil.

Reserven in der Bedarfsstauung

Die Liquidierung könnte aber nur dann vollzogen werden, sofern es in der Welt wieder einen ausnahmefähigen Verbrauch gibt. Wie stark die breiten Massen in allen Ländern unter der Wirtschaftskrise gelitten haben, braucht an dieser Stelle nicht erläutert zu werden. Es gibt Millionen in allen Ländern, die in den letzten Jahren nicht daran denken konnten, Ersatzteile in Kleidung und für den Haushalt zu beschaffen. Notwendige

Unorganisierten ins Stammbuch Was leisten die Gewerkschaften?

Karl Marx, der große Kritiker des kapitalistischen Wirtschaftssystems, hat die Gewerkschaften einmal die Preisfechter der Arbeiterklasse genannt. Diesen Ehrentitel haben die Gewerkschaften stets von neuem zu erwerben gesucht. Die Jahrbücher der Arbeiterorganisationen geben davon in genügendem Maße Kenntnis. Vielen Arbeitern, die mit beiden Händen Verbesserungen auf sozialpolitischem und wirtschaftlichem Gebiete einsteckten, kam es gar nicht zum Bewußtsein,

in welchem entscheidendem Maße die Gewerkschaften dabei mitgewirkt hatten, ja, daß es nur ihrer Initiative allein zuzuschreiben war, wenn überhaupt etwas, das dem Arbeiter günstig war, geschah.

Der ungeheure Wert der gewerkschaftlichen Arbeit wurde aber — wie seltsam der Zufall doch oft spielt! — durch die Vierte Rotberührung der Regierung Brüning vom Dezember 1931 enthüllt. Wie bekannt, wird durch diese Verordnung das Lohnniveau auf den Stand von 1927 gesetzt.

Wahre Abstriche im Haushaltset des Arbeiters und des Angestellten dieser Vorgang bedeutet, braucht nicht mehr erläutert zu werden. Es muß aber allen bewußt werden, daß diese gesteigerten Lohnsätze, die seit 1927 gezahlt und die uns nun wieder durch eine kapitalistische Regierung entzogen wurden, das Resultat härtester Arbeit der Gewerkschaft sind. Wenn wir einen Blick zurückwerfen auf die Zeit, da die deutsche Mark stabilisiert wurde, nämlich auf 1924, so betrug der Stundenlohn eines gelernten Facharbeiters durchschnittlich 58 Pf. Bis Ende 1930 war dieser auf 111 Pf. gestiegen. Das ist eine Verdoppelung in fünf Jahren. Die stärksten gewerkschaftlichen Erfolge wurden im Jahre 1925 und in den Jahren 1927 bis 1930 errungen. In diesen Zeiträumen haben die dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund angeschlossenen Gewerkschaften, also die freien Gewerkschaften, eine große Zahl von Bewegungen durchgeführt. Sie haben zur Finanzierung dieses Kampfes etwa 55,3 Millionen Mark ausgegeben. In diesen Ziffern

Investitionen sind in der Wirtschaft aller Länder zurückgestellt worden. Es ist ein Riesenvakuum in aller Welt entstanden, das einmal ausgefüllt werden muß. Wir stehen zweifellos vor einer ähnlichen Situation, wie sie durch den Krieg geschaffen worden ist, und dem entspricht, daß sich in fast allen Ländern die Produktion unter den Bedingungen des Bedarfs gesenkt hat.

Hier liegt eine ungeheure Reserve für die Ankurbelung der Wirtschaft. Diese Reserve muß ausgenutzt werden. Und sie kann von einer vernünftigen Wirtschaftspolitik ausgenutzt werden, wenn sie den Faktor Kaufkraft, dessen Ausschüttung so viel zur Verschärfung der Krise beigetragen hat, wieder einschaltet.

Das gilt besonders für Deutschland, wo man die Deflationspolitik derart auf die Spitze getrieben hat, daß die Macher der amtlichen Wirtschaftspolitik selbst erklären mußten, wir müssen einen Strich unter diese Politik legen. Wenn ein Land den Fehler gemacht hat, gegen die Exporthemmnisse dieser Wirtschaftskrise anzulaufen, dann ist es Deutschland. Man muß dieser Politik zugute halten, daß das Land Zahlungen nach dem Auslande zu leisten hatte und daß diese Zah-

offenbart sich eine gewerkschaftliche Aktivität von größtem Ausmaß.

Die freien Gewerkschaften sagen den Arbeitern jedoch auch immer wieder, daß nur die

endgültige Überwindung des kapitalistischen Wirtschaftssystems — dessen treueste Knechte die Nazis sind —

den Arbeitern ermöglichen wird, die Früchte ihrer Tätigkeit, die heute der Unternehmer einsteckt, selber zu genießen. Solange dieses Wirtschaftssystem besteht, wird der Rückschlag in den Krisen um so stärker sein, je größer noch die Zahl der Unorganisierten ist. Soll die Politik der freien Gewerkschaften, und vor allem deren Lohnpolitik, in der nächsten Zeit von Erfolg gekrönt sein, so ist der Anschluß der noch abseitsstehenden Arbeiter und Angestellten an die Gewerkschaften unerlässlich!

Gelbe Gratisarbeit am Sonnabend

In der rund 10 000 Einwohner zählenden thüringischen Stadt Weida liegt der etwa 700 Personen beschäftigende Betrieb der Weidaer Spinnerei und -weberei AG., die unter der Leitung des Geheimen Kommerzienrats Dr. E. Pferdtkämper steht. Wir wissen zwar nicht, inwieweit der Geheime Kommerzienrat von sich aus dazu beitrug, in seinem Werk die gelbe Sumpfpflanze zu heben. Jedenfalls hat sie hier gut Wurzeln fassen können. Wo das der Fall ist, ist natürlich die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterschaft eine äußerst schlechte.

Das Wachsen der gelben Sumpfpflanze aber und die Außerachtlassung gewerkschaftlicher Organisation bedingt Lohndruck über die sonst üblichen Verhältnisse hinaus.

Nachdem die Gelben einem besonderen Lohnabbau zugestimmt haben, hat der Geheime Kommerzienrat Pferdtkämper die Arbeitszeit wieder von fünf auf sechs Tage wöchentlich verlängern lassen. Das konnte er gut tun, denn die Sache kostete ihm nichts, da

Waren nur durch Wareneport vollzogen werden konnten. Das ist bis Ende 1931 gut gegangen. Der deutsche Außenhandel erzielte in seinen besten Monaten Ueberchüsse von 280 bis 300 Millionen Mark monatlich. Die mit der Krise verknüpfte zunehmende Isolierung der einzelnen Volkswirtschaften, die sich gegen die Aufnahme von Einfuhrwaren sträuben, um die heimischen Arbeitsmärkte zu schützen, hat hier eine große Wendung hervorgerufen. Im November 1931 ist der Ausfuhrüberschuß Deutschlands stark abgefallen. Das sind keine Zufälligkeiten. Das ist nur ein Ausdruck der Tatsache, daß sich die Volkswirtschaften gegen Exportwaren weiter absperren, daß die Welt gewissermaßen die letzte Pille der Wirtschaftskrise, den Handels- und den Zollkrieg, einen Ueberprotektionismus schluckt, daß man den Weltmarkt nicht nur zerstören kann durch Währungsverschlechterung, wie das England und Japan tun, weiter die nordischen Staaten Europas, sondern durch politische, durch protektionistische Maßnahmen, wie wir das bei Frankreich, Italien usw. erleben.

Vorerst hat aber die deutsche Wirtschaft für den Exportausfall Ersatz auf dem

unter der Führung der Gelben des Sonnabends (sozusagen umsonst) gearbeitet wird. Das heißt, die Belegschaft bekommt jetzt bei sechstägiger Arbeitszeit denselben Lohn, als es vorher bei fünf Tagen der Fall war.

Die Beschimpfer aller gewerkschaftlichen Arbeit können an dieser gelben Sonnabendgratisarbeit ermessen, wohin es führt, wenn eine Belegschaft ohne das wirksame Kampfmittel, das ist dasjenige einer geschlossenen gewerkschaftlichen Organisation, auszukommen sucht.

Textilarbeiterinnen und Textilarbeiter, haltet allen jenen, die dem Deutschen Textilarbeiter-Verband fernstehen, diese gelben Auswüchse von Weida vor Augen. Sagt den Unorganisierten, daß es unrentabel sei, dem Unternehmer einen ganzen Tag Lohn zu schenken, nur um den Gewerkschaftsbeitrag zu sparen. Eine Belegschaft ohne gewerkschaftliche Organisation schädigt sich selbst!

Die Aktiengesellschaft, Kartelle, Trusts, Syndikate, Industrieverbände, Arbeitgeberverbände—

das sind die Bollwerke des Unternehmers

Und Du glaubst, als einzelner dagegen erfolgreich ankämpfen zu können?

Du scheust den Beitrag zur Organisation?

Du schädigst Dich und Deine Kollegen, wenn Du abseits stehst!

Binnenmarkt zu suchen. Die Waren, die draußen nicht abgesetzt werden können, müssen im Lande selbst verbraucht werden. Das ist die entscheidende Linie der deutschen Wirtschaftspolitik. Sie hat, um durchgeführt werden zu können, die Steigerung der Reallohne zur Voraussetzung.

Der außenpolitische Komplex

Wie stark aber der Konjunkturverlauf bei uns außenpolitisch bedingt ist, geht aus folgenden Ueberlegungen hervor: Sicher ist die Frage der Reparationen und der kurzfristigen Schulden etwas für Deutschland, das jede Unternehmungslust hemmt und bindert. Man weiß nicht, wie es wird! Man kann einem Land, das mit kurzfristigen Schulden überlastet ist, unmöglich weitere Kredite gewähren, ehe man nicht genau weiß, was dieses Land anderweitig zu zahlen hat und ob dieses Land den auferlegten Verpflichtungen auch nachkommen kann. Auf diese Kredite können wir aber bei der Reorganisation unserer Wirtschaft und Arbeitsmärkte nicht verzichten. Hier hat sich die Vertrauenskrise in aller Welt festgerannt. Zur Behebung dieser Ver-

*) Vgl. auch den Artikel „Ein böses Jahr“ in Nr. 1 des „Textil-Arbeiter“.

Politische Wochenschau

Das Gutachten von Basel.

Der Sonderauschuss der Bank für internationale Zahlungen in Basel ist in seinem Gutachten zu dem Ergebnis gekommen, daß die Voraussetzungen des Young-Plans nicht erfüllt worden sind. Das deutsche Problem, das in weitem Maße die Ursache für die steigende finanzielle Lähmung der Welt sei, erfordere daher ein gemeinsames Handeln aller Regierungen. Die Krise habe gewaltige Dimensionen angenommen. Wenn nichts geschehe, würden die bereits eingetretenen Schwierigkeiten Vorboten weiterer Katastrophen sein. Der einzige Schritt von Dauer, der das Vertrauen wieder herstellen könne, sei die Anpassung aller zwischenstaatlichen Schulden (Reparationen und andere Kriegsschulden) an die gegenwärtige zerrüttete Lage der Welt. Wenn es in dem Gutachten auch nicht direkt ausgesprochen wird, so muß man es doch in seiner Gesamtheit als eine Preisgabe des Young-Plans, nach dem die Reparationsfrage bisher geregelt wird, bezeichnen.

Vor der Schuldent Konferenz.

Das Baseler Gutachten stellt die Vorbereitung für die große Schuldentkonferenz dar, die voraussichtlich im Haag stattfinden und am 18. Januar beginnen wird. Die Verhandlungen werden außerordentlich schwierig sein. Deutschland vertritt den Standpunkt, daß endlich mit allen Reparationen und Kriegsschulden Schluß gemacht werden müsse. Frankreich dagegen besteht vorläufig darauf, daß der Young-Plan erfüllt und Deutschland nur so weit Entgegenkommen gezeigt werden soll, wie Amerika die Kriegsschulden der europäischen Staaten ermäßige. Amerika wiederum verlangt, daß man in Europa erst einmal gründlich abreißt, bevor man einen Erlaß der Kriegsschulden beanprucht. England wünscht zunächst eine Zwischenlösung, indem an die Stelle der Goldzahlungen Sachleistungen treten sollen.

Das Ergebnis der Preisföngung.

Man kann nicht behaupten, daß die bisherige Tätigkeit des Preisföngungsausschusses Dr. Goerdeler ein befriedigendes Ergebnis gehabt hätte. Von den lebensnotwendigen Ausgaben sind bisher im allgemeinen Brot, Milch, Fleisch, Kohlen, Fahrpreise und dazu die Mieten verbilligt worden. Diese Preisföngungen wirken sich aber verschieden aus, je nachdem es sich um Großstädte oder um Landbezirke handelt. Es gibt zahlreiche Orte, in denen die Preise nicht wesentlich zurückgegangen sind. Im besten Falle wird man mit einer Verbilligung der Lebenshaltung des vollbeschäftigten Arbeiters um etwa 4 Proz. rechnen können, der aber eine Senkung des Lohnes um 10 bis 15 Proz. gegenübersteht. Selbst wenn man die monatliche Einsparung im Arbeiterhaushalt mit 7 bis 8 Mt. ansetzt, so macht sie den Lohnverlust nicht annähernd wett. Der Reichskanzler hatte versichert, daß für die Regierung eine neue Lage entstehen würde, wenn sich das Verhältnis zwischen Löhnen und Preisen verwickeltem sollte. Man kann jetzt schon feststellen, daß diese neue Lage eingetreten ist.

Deutschnationale Korruption vor Gericht.

Am 9. Januar wird vor dem Schöffengericht Berlin-Ritte der große Prozeß wegen der Betrügereien bei der

trauenstrife müssen die Probleme der Reparationszahlungen und der kurzfristigen Schulden gelöst werden. Anders kommt die Kreditwirtschaft in der Welt nicht in Ordnung.

Im Rahmen der Vertrauensstrife hat sich weitaus zwischen Deutschland und Frankreich etwas entwickelt, was an das Jahr 1923 erinnert. Das ganze Problem der internationalen Schulden hat sich gewissermaßen europäisiert zwischen Deutschland und Frankreich geipigt. Die Verhältnisse haben sich seit dem großen Bankrott in Deutschland kaum verbessert. Hinsichtlich der Reparationen haben Forderungen gegen Frankreich, was einmal die Frage der Abwicklung der kurzfristigen Schulden erschwert und die Liquidierung der Vertrauensstrife unmöglich macht. Kein Mensch in der Welt wird bereit sein, uns mit weiteren Kreditleistungen, solange das deutsch-französische Verhältnis so aussieht wie heute.

Raiffeisenbank beginnen. Die Verhandlungen werden mehrere Wochen dauern. Es hat lange gewährt, bis es zu diesem Prozeß gekommen ist, denn die Betrügereien, die endlich ihre gerichtliche Sühne finden sollen, sind schon in den Jahren 1924 und 1925 begangen worden. Der Hauptschuldige war der frühere deutschnationale Abgeordnete und Vizepräsident des Reichstags Dietrich Brenzlau, der freilich nicht mehr unter den Lebenden weilt. In der Raiffeisenbank hat viele Jahre lang eine deutschnationale Clique geherrscht. Unter den 30 Aufsichtsräten zählte man allein 17 Pastoren und Konsistorialräte. Diese Herrschaften haben jahrelang mit dem Russen Uralgeß zusammen gearbeitet, der es in raffinierter Weise verstanden hat, die Bank seinen Zwecken dienstbar zu machen. Er selbst hat das Unternehmen, das im wesentlichen für die Landwirtschaft und den gewerblichen Mittelstand bestimmt war, um 10 bis 12 Millionen geschädigt, weitere riesige Summen sind bei anderen Spekulationen verloren gegangen, so daß ein Gesamtverlust von etwa 70 Millionen Mark entstanden ist. Erst auf Veranlassung der

Der Zwangskomplex

Die Unternehmer sind mit der Dezember-Notverordnung auch unzufrieden

Es ist eine oft geübte Taktik der Unternehmer aller Gewerbegebiete, über Forderungen, die sie durchdrücken, obenrein zu jammern, weil sie sich angeblich einen noch viel größeren Erfolg versprochen hatten. Eigenartig war das Echo der kapitalistischen Presse zur Notverordnung. Während die gemäßigten kapitalistischen Blätter, die man auch manchmal „demokratisch“ nennt, wie etwa das „Berliner Tageblatt“, die „Vossische Zeitung“, die „Frankfurter Zeitung“ usw., im allgemeinen mit der Arbeit Brünings zufrieden waren, jammerten die Scharfmacherblätter wie etwa die „Deutsche Bergwerkszeitung“, die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ samt ihrem Troß über die „Zwangswirtschaft“, die sie über sich ergehen lassen müssen. Der Staat greift, indem er eine Senkung der Preise und der Zinsfüge befahl, in die ur-eigensten Rechte der Unternehmer ein, hieß es. Dagegen wurde die Lohn- und Gehaltsföngung als noch zu gering empfunden, und

„Ein Gebiet, auf dem die Reichsregierung sehr viel mehr hätte tun können, ist die Sozialversicherung. Was nützen verhältnismäßig geringfügige Abstriche an den Gesamtansgaben der Invalidenversicherung angesichts der Tatsache, daß die Einnahmen nicht entfernt mehr zur Deckung der Ausgaben ausreichen, und daß auch die Vermögenswerte nicht realisiert werden können? Eine nüchternere Betrachtungsweise hätte jedenfalls schon jetzt weit stärkere Abstriche an den Leistungen erfordert, als es durch die angeordnete Altersbegrenzung bei den Rinderzuschüssen, durch die Befestigung der mehrfachen Renten u. a. m. geschehen ist.“

„Wir fragen uns auch vergeblich, wie sich die Reichsregierung die Zukunft der Unfallversicherung denkt, deren finanzielle Lasten zu einer unmittelbaren Gefahr für die Existenz vieler Betriebe geworden sind. Die halbe Gemeinlast, welche die Reichsregierung trotz aller früheren, übten Erfahrungen mit fühnem Griff verfügt, hat bestenfalls zur Folge, daß auch noch die wenigen Berufsgenossenschaften in Schwierigkeiten geraten werden, denen es heute noch leidlich ergeht. Darüber hinaus beansprucht auch die gleichberechtigte Zulassung der Versicherten in der Unfallversicherung und Unfallüberwachung erhebliches Interesse.“

„In der Krankenversicherung sind Änderungen eingetreten, die ihrer Art nach deutlich vorbereitenden Charakter tragen, obwohl die Reichsregierung — es war wohl schon mehrfach so — behauptet, die Notverordnung sei der letzte Versuch einer Sanierung der Verhältnisse auf diesem Wege.“

„Schließlich muß noch eine weitere Einzelheit aus der Notverordnung besprochen werden, die für die von der Regierung verfolgten Tendenzen bezeichnend ist. Es ist die Ermächtigung der Reichsregierung zu einer einjährigen Verlängerung der Amtsdauer derjenigen Personen, die nach den Vorschriften des Betriebsrätegesetzes, der Reichsversicherungsordnung, des Kräftegesetzlichen Versicherungsgesetzes, des Reichsnapphastengesetzes und des Schwerkraftbeschäftigtengesetzes (spätestens mit Ende des Kalenderjahres 1932 wegen Ablaufs der Wahlzeit ausscheiden würden. Man möchte also auch in der wirtschaftlichen Selbstverwaltung die Verhältnisse ebenso stabilisieren, wie beispielsweise auf postlichem Gebiet in dem überlebten Reichsparlament. Auch hier wieder eine klassische Verletzung der Vorschriften des Artikel 48 der Reichsverfassung mit dem zweifelseltesten Versuch, das System zu retten, dem wir das Unheil verdanken. Versuchen mag man es, nützen wird's aber nichts.“

„Die Reichsregierung hat, wie wir schon sagten, die Notverordnung als einen letzten Versuch bezeichnet. Wir wüßten auch nicht, wie es anders sein könnte, da der Staatssozialismus mit dieser Notverordnung den höchsten Gipfel erklommen hat, von dem aus eine Rettung nur durch den Sprung auf einen anderen Gipfel möglich ist, in dem sich die Prinzipien der freien Wirtschaft verkörpern. Einstweilen hat es noch nicht den Anschein, als ob man diesen Sprung wage. Man wird ihn aber bestimmt unternehmen müssen, weil der Druck des Sozialismus alles zugrunde richtet.“

Das eine aber zeigt der Artikel des Kapitalistenblattes eindeutig: man schämt sich heute schon so sehr über die Sünden der kapitalistischen Wirtschaftsweise, daß man mit allen Mitteln nach einem Schuldigen sucht, dem man alles aufhaben kann, was im letzten Jahrzehnt passiert ist.

Es muß immer wieder festgestellt werden, daß es bis heute weder eine Planwirtschaft noch einen Sozialismus, sei es auch nur Staatssozialismus, gibt.

Den Kapitalisten ist nicht eine Minute die Dispositionsgewalt über ihr Eigentum entzogen worden; sie konnten schalten und walten wie sie wollten. Und sie haben es getan! Der Trümmerhaufen, vor dem wir heute stehen, der Zusammenbruch vieler großer Konzerne und Einzelbetriebe, ist das Ergebnis der Politik unserer „Wirtschaftsführer“. Einige davon sitzen im Gefängnis oder in Untersuchungshaft, wie etwa die Lahusen, ein größerer Teil läuft aber, zum Schaden der Allgemeinheit, frei herum.

Dem kapitalistischen Wirtschaftssystem wird keine Verteidigung mehr nützen, die Verhältnisse rufen lauter als je nach einer Umgestaltung der Dinge. Nur eine Planwirtschaft, wie sie der marxistische Sozialismus erstrebt, wird allen Menschen ein gesichertes Auskommen garantieren.



Vergangenheit und Zukunft

„Gottseidank, daß dieser Plagegeist dahin ist!“

„Kann aus diesem Wechselhaß jemals etwas Vernünftiges werden?“

Sozialdemokratie ist das jetzige Verfahren in Gang gekommen.

Ein Pakt Moskau-Warschau.

Zwischen der russischen und der polnischen Regierung werden seit einiger Zeit Verhandlungen geführt, die den Abschluß eines Nichtangriffspakts zum Ziele haben. In einer Unterredung mit dem deutschen Schriftsteller Emil Ludwig hat Stalin, der Diktator von Sowjetrußland, versichert, daß der Pakt keine Spitze gegen Deutschland haben solle. Die beiden Länder wollen sich lediglich gegenseitig ihre Grenzen garantieren, also keinen Krieg zu deren Abänderung beginnen. Man wird diese Verhandlungen sicher begrüßen können, zumal sie im Einverständnis mit Frankreich geführt werden. Jedoch muß bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß die russische Presse stets sehr entrüstet darüber ist, wenn Deutschland die Kaskade hat, ähnliche Verträge mit westeuropäischen Staaten abzuschließen. Es ist bei solchen Gelegenheiten in Rußland und in der deutschen kommunistischen Presse immer behauptet worden, daß sich Deutschland in eine „Antiowjetfront“ einreihen wolle.

man hätte hier dem Staate gern noch ein schärferes Eingreifen zugebilligt.

Typisch für diese Art Betrachtungsweise ist „Die Deutsche Arbeiter-Zeitung“, welche in ihrer vorletzten Nummer des zu Ende gegangenen Jahres ein großes Lamento über die „Planwirtschaft“ der Brüning-Regierung anstimmte. Nun muß man wissen, daß die Brüning-Regierung aus typischen kapitalistischen Vertretern zusammengesetzt ist, die nur die Interessen der Besitzenden wahrnehmen und, wie die Notverordnung gezeigt hat, mehr als es dem Allgemeinwohl dienlich ist, den Forderungen gerade der Großindustrie nachgegeben haben. Und dennoch ist unseren Kapitalisten und damit der „Deutschen Arbeiter-Zeitung“ auch das noch nicht genug. Das Blatt redet fast in jeder Zeile von „Planwirtschaft“ und „Staatssozialismus“, also von einer Ordnung, unter der wir uns bisher etwas ganz anderes vorgestellt haben.

Die Taktik der „Arbeiter-Zeitung“ ist natürlich verständlich: indem sie den durchaus klaren und eindeutigen Begriffen „Planwirtschaft“ und „Sozialismus“ einen anderen Sinn unterstiehlt, ja, sie völlig ins Gegenteil umkehrt, will sie damit diese Begriffe diskreditieren. Denn die Notverordnung dekretiert weder „Planwirtschaft“ noch „Staatssozialismus“. Das wäre erst der Fall, wenn den Kapitalisten die Verfügungsgewalt über das Eigentum an den Produktionsmitteln entzogen würde!

Wir geben im folgenden einige kurze Auszüge aus dem Artikel der „Deutschen Arbeiter-Zeitung“ wieder, der die ganze Titelseite des Blattes ausfüllt. Wir lesen also und schütteln den Kopf über soviel Unverständnis — oder ist es eher Unverfrorenheit? —

„Wo liegen denn die letzten Gründe für den Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft? Die reine Konsumpolitik seit der Staatsumwälzung von 1918 ist daran schuld. Man hat alles, was geschaffen wurde, verzehrt, und soweit die eigenen Mittel nicht reichten, hat man sich fremdes Geld geliehen. So, man hat sogar jahrelang durch fortwährende Lohn-erhöhungen den Wirtschaftsertrag schon vorweggenommen und die Betriebe gedrückt, diesen Mehrertrag durch Konsumförderung mit fremden Mitteln herauszuwirtschaften.“

Verständigung mit Frankreich, Zusammenarbeit der Völker an Stelle von Währungsverwickelungen, Handelskriegen, Ueberprotektionismus, Bürgerkrieg! Das ist die Lösung. Deutschland braucht keine Konflikte im Innern und Deutschland braucht keine Konflikte mit seinen Nachbarvölkern. Deutschland braucht Kredite und diese Kredite sind mit der Verständigung, mit der politischen Befriedigung logischerweise verknüpft. Hat die deutsche Außenpolitik die Phantasie, die Stresemann im Jahre 1923 eigen war, hat sie den Mut und die Courage eines Ebert, der die Nachkriegsverhältnisse liquidierte, dann wird sie den Weg zur Verständigung in den nächsten Monaten finden. Trag nationaler Geschicks in der ganzen Welt. Von der deutschen Regierung, die den Mut zur 1. Notverordnung hatte, verlangen wir den Mut und die Vernunft zu einer Verständigungspolitik. Sie ist die beste Wirtschaftspolitik.

SCHATTENBILDER ZUR DEZEMBER-NOTVERORDNUNG

Und der Weg aus dem Dunkeln

Gewaltig steigt die Zahl der Freitode. Selbst Eltern flüchten mit ihren Kindern aus dem Hamsterleben der Notverordnungen in das Reich der Schmerzigen. Viele Menschen, junge und alte, begehen kriminelle Delikte, um sich dadurch die Tore der Gefängnisse zu öffnen. Man beglückt sich zu dem gleichen Zweck fälschlich strafbarer Handlungen. Menschen lügen und betrügen, um sich aus der Quat des Daseins unter kapitalistischem Hungerdruck in die Wohlthat des Gefängnislebens zu retten. Hier ist man wenigstens vor dem nagenden Hunger geschützt; hier braucht man nicht zu frieren; hier hat man ein Dach über dem Kopf, eine Lagerstatt für die Nacht. Herrlichkeiten, die Millionen entbehren müssen. Gefängnislohn und Gefängnisbrötchen ist ihnen Himmel im Vergleich mit dem Dasein, das sie als unbestrafte Menschen ertragen müssen. So will es kapitalistische Widersinnigkeit.

Und jede neue Notverordnung steigert der Masse Not, mehr ihre Qual, steigert die Zahl der Todesfälle, der Freitode, der Zweckergehen und der Verborenen. Die Dezember-Notverordnung häufte wieder Lasten zu dem bereits Ueberflüssigen, das die Masse der Beschäftigten niederdrückt. Mechanischer Lohn- und Gehaltsabbau trafen wieder am unbarmherzigsten die Niedrigstlohnenden und Niedrigstbesoldeten. Gleiches gilt vom Abbau der kleinen Renten, oft das einzige Einkommen von Volksgenossen, die im Dienste produktiver Tätigkeit frühzeitig die Gesundheit einbüßten oder Krüppel wurden. Zahllose Männer, Frauen und Kinder wandeln den Golgathaweg, werden in die Tiefgründe sozialer und seelischer Nöte hinabgestoßen. Immer noch nahm man ihnen vom dem Kärglichen, das kaum bescheidenste Notdurft befriedigt.

Und man schonte jene Kreise, in denen Hunger, unmittelbares Entbehren dringender Lebensgüter unbekannt blieben.

Die weder vor dem Kriege, noch während der Marmelade, Dörren und Kohlrübengeit, noch nachher aus dem Gefolge entbehrenslosen Daseins hinausgebrängt worden sind. Gewiß geht auch mal ein Bankier, ein Industrieller, ein Feudalar in den Freitod, nicht aber gepeinigt von Hunger, sondern weil er sich den Folgen strafbarer Handlungen entziehen oder ohne Reichtum und Luxus nicht weiterleben will.

Unter den „Stempelträgern“ gibt es keine Agrarier, keine Sklennisse, keine Hugenberge, auch keine Prediger vom Segen der Armut.

Obwohl die Dezember-Notverordnung, die den Beschäftigten mit neuen schweren Lasten behördete, dem Besitz erhebliche Steuererleichterungen sicherte, tobt doch gerade von dieser Seite her gewaltiger Ärger, weil man nicht noch schärfer nach unten zupackt, die Gabenquelle für Besitzende nicht noch weiter öffnet. Wie immer, so natürlich die Großagrariere voraus, versteckt hinter der Deckung: Not der Landwirtschaft! Das Lied ist alt. Sehr alt sogar. Gewiß gibt es auch in der Landwirtschaft Not. Am wenigsten jedoch bei den wilden Schreibern; die Not ist meist selbst verschuldet. Und nicht den notleidenden Landwirten wurde in der Hauptsache geholfen, sondern den Großagrariern mit feudalen Passiven, auf die sie nie verzichtet haben. Von allen Rothhilfen, Krediten, Subventionen, Zoll- und Steuererleichterungen schluckten sie den Löwenanteil. Die Kleinbauern und Pächter waren gewöhnlich gar noch Leidtragende der von den Großgrundbesitzern dirigierten Wirtschaftspolitik. Unter den „Edelsten der Nation“ aus der Grünen Front gab es schon immer Spezialisten des Schuldenmachens, des Steuerbetrugs, des Sichanierenlassens, ohne daß sie jemals wirkliche Not kennenlernten. Und jetzt können sich die agrarischen und industriellen Notleidenden immer noch den Luxus großzügiger Finanzierung der Nazibewegung leisten.

Die Dezember-Notverordnung hat einen — hearetischen — Vorteil: sie anerkennt nun grundsätzlich, daß Konsumdrofflung wirtschaftlichen Selbstmord bedeutet. Daß der Bauer, Handwerker, jedes kleine und große Unternehmen auf samale Produktionsbasis, auf geschrumpften Umsatz und sinkenden Gewinn gesetzt ist, wenn die Masse der Arbeiter, Angestellten und Beamten nicht kaufen kann.

Diese Auffassung haben die Gewerkschaften von jeher gegenüber der Regierung und den abbauwütigen Unternehmern und Sozialreaktionären nachdrücklich vertreten. Aber es bedurfte erst der sichtbar und sehr schmerzhaft fühlbar gewordenen Konsumschrumpfungspolitik, um die Ueberzeugung von ihrer wirtschaftsgerstärkenden Wirkung mehr und mehr Allgemeingut werden zu lassen.

Es ist daher auch selbstverständlich, daß die Gewerkschaften nun sich darauf einstellen müssen, die allzu sehr geschwächte Massenkaufkraft durch Lohnerhöhungen wieder erstarren zu lassen, von dieser Seite her der Produktion die unerlässliche Anregung zu geben. Wir wissen, daß Kapitalisten und Nazis gegen solche Absichten Sturm laufen.

Kein Zweifel, daß sich der Wegbahnung für eine Politik kraftvoller Stärkung vernünftigen Massenverbrauchs gewichtige Mächte entgegenstellen. Die erforderlichen Gegenkräfte werden der Gewerkschaft durch Massenanschluß und Ueberwindung der zersetzenden, die Arbeiterkraft schwächenden KGO- und Nazi-Zellenbauerei zugeführt. W. D.

Hier wie dort

Auch das Ausland legt still.

Die Textilindustriellen aller Länder lieben es, wenn die Situation ihnen günstig ist, ihre Betriebe vorübergehend stillzulegen. Inwieweit solche Maßnahmen als Produktionsdrofflungen zur Erhöhung oder Hochhaltung der Preise oder aber zur Niederdrückung der Löhne angewandt werden, ist in den einzelnen Fällen nur selten klar zu erkennen. Meist wird solches Vorgehen mit mangel-

dem Auftragsbestand begründet. Vielfach stellen solche Betriebsstilllegungen jedoch eine versteckte Kampfhandlung gegen die Arbeiterkraft dar. Sie kommen sozusagen einer getarnten Aussperrung gleich.

Die zahlreichen Betriebsstilllegungen in Deutschland und die alljährlichen wochenlangen Betriebsstilllegungen in der polnischen Textilindustrie, die dort stets um die Weihnachtszeit durchgeführt werden, haben Schule gemacht. Lobz legte bekanntlich zu Weihnachten 1930 seine sämtlichen Textilbetriebe auf 14 Tage still. In diesem Jahre wurden es vier Wochen. 24 französische Seidenwebereien in den Gebieten von Boiron und Saint-Marcelin hatten ebenfalls beschlossen, ihre Betriebe auf drei Wochen, vom 18. Dezember bis 5. Januar, ruhen zu lassen. Die Webereien des Gebiets von Bourgoin-Jallieu (Isere) hatten den gleichen Beschluß gefaßt.

Ein ähnliches Vorgehen planten die belgischen Textilunternehmer. Sie begründeten das damit, daß infolge der neuen englischen Schutzzölle im Verein mit den erhöhten französischen Zöllen die belgische Textilindustrie vielfach unmöglich geworden sei. Bereits am 1. Dezember hatten die Fabrikanten der belgischen Woll-, Stoff- und Teppichindustrie in ihren Betrieben bekanntgemacht, daß die Produktion nicht fortgesetzt werden könne, weshalb deren gesamtes Personal gekündigt werden müsse. Es behauptete sich ferner das Gerücht, daß auch die Unternehmer der belgischen Holz- und Leinwandindustrie zu ähnlichen Maßnahmen kommen wollen. Am Ende ist das Vorgehen der Textilindustriellen ein Beweis, daß mit Zollmauern die Welt nicht in Ordnung zu bringen ist. Trozdem: den Nationalisten aller Länder geht der Zollunsinn noch nicht weit genug.

Sächsische Unternehmer zur Notverordnung

Wenn alles liebt, kann Karl allein nicht helfen, und deshalb hat sich noch schnell am Jahresende der Verband Sächsischer Industrieller aufgerafft und ebenfalls seine Meinung über die Notverordnung der Brüning-Regierung, die ja für die Unternehmer trotz allem Lamento, das sie in heuchlerischer Weise anstimmen, ein prächtiges Weihnachtsgeschenk war, kundgetan. Es ist mit klaffenden Redewendungen gespickt, ein Beweis dafür, daß unsere Unternehmer nicht nur schände Materialisten sind, sondern auch noch an immateriellen Gütern ein Behagen finden. Wir stellen einige Sätze aus der Publikation der sächsischen Unternehmer heraus:

„Ein zweiter Marquis de Sade, mag heute der kleine und mittlere Unternehmer in Stadt und Land, der Mann, den man im gleichen Maße lobt wie man ihn an die Wand drückt und in dessen ungeheurer jähem Widerstand doch das wahre Stillhaltekonkordat beruht, vor den Gewaltthäter treten: Geben Sie Wirtschaftsfreiheit! Uns dünkt, man wird ihn gnädig anhören und gnadenlos sterben lassen. Aber dies eine sei hier jedem, den es angeht, mit schwerem Nachdruck gesagt: Mit diesem Unternehmer stirbt und bricht zusammen alles das, was er aufrecht und zusammenhält: Und dies ist auch im heutigen Deutschland, nehmt alles nur in allem, gewiß nicht wenig.“

Das sächsische Wirkeregebiet Beitragsfreie Unternehmer.

Die Auswirkungen des englischen Zollkrieges im Wirkeregebiet sind katastrophal. Die noch einigermaßen funktionierenden Betriebe haben durchweg entweder starke Kurzarbeit durchgeführt oder sie ist angekündigt worden.

In den meisten Betrieben in Burthardsdorf ist Kurzarbeit angekündigt, aber meistens kann auch die angekündigte Zeit nicht gearbeitet werden, weil es entweder an Geld, an Material oder an Aufträgen fehlt.

In einigen Betrieben findet eine regelrechte Lohnzahlung überhaupt nicht mehr statt, sondern nur nach Eingang des Geldes. Dasselbe ist es auch mit dem Material. Wird das Material am Dienstag oder Mittwoch alle, dann muß meistens ausgelegt werden, bis für die gelieferte Ware am Freitag oder Sonnabend einige Moneten zum Ankauf von Material verfügbar werden.

Unter diesen Umständen werden Wochenverdienste von kaum 20 bis 25 Mk. erzielt, ohne etwaigen Anspruch auf Kurzarbeiterunterstützung. Infolge der verschärften Be-

nachdem wir über den schwer leidenden Unternehmer eine Träne zerdrückt haben, denken wir: wie gut hat es doch der Arbeiter, den keine Kapital Sorgen drücken, denn er besitzt kein Kapital (außer seiner Arbeitskraft, die er nach der Brüning-Verordnung ohnedem nach dem Lohnstande von 1927 verkaufen — besser gesagt, verschleudern muß). Aber hieran wird weiter:

„So etwa läßt sich die Stimmung ausdrücken, die den Gesamtverband des Verbandes Sächsischer Industrieller in seiner Sitzung vom 10. Dezember unmittelbar nach dem Bekanntwerden der vierten Notverordnung beherrschte. Dieses Gejöh, das unbestreitbar die Wirkung der ausländischen Währungsgebarung verstärkt, die deutsche Warenausfuhr droffelt und den inländischen Umsatz weiter schrumpfen macht, trifft unser Volk vielleicht noch härter als der Wetterschlag im Juli dieses Jahres. Man will jetzt noch die Kapitalflucht mit harten Mitteln hemmen, man wird aber, fürchten wir, auf diese Weise nur noch den für Deutschland günstigen Kapitalverkehr vernichten.“

Der lahme Versuch der Regierung, die Kapitalflucht zu verhindern, wird hier — wer laßt da? — noch als falsche Maßnahme ausgelegt! Es leben unsere kapitalistischen Patrioten!

Der Arbeiter möge aus diesen Äußerungen erkennen, daß unsere Kapitalisten gewillt sind, das Letzte aus ihm herauszupressen. Und gibt es eine größere Heuchelei, wenn man vom Schrumpfen des Inlandmarktes redet und diese Erscheinung beklagt, — obwohl man durch eine systematische Politik die Kaufkraft zerstückelt?

dürftigkeitsprüfung in der Arbeitslosenversicherung bekommt man öfters solche Lohnbescheinigungen in die Hand.

Es kann ferner festgestellt werden, daß die Bezahlung der Sozialbeiträge durch die Unternehmer äußerst schleppend vor sich geht.

So wurde diese Woche festgestellt, daß bei der Firma R. Kämpfe für rückständige Invalidenbeiträge 3100 Mk. und einbringliche Forderung besteht, auch die Krankenkasse hat eine Forderung von fast 4500 Mk.; bei der zusammengebrochenen Firma Glüd hat die DRK. 7200 Mk. und die DRK. Chemnitz 2700 Mk. und die Invalidenversicherung etwa 1500 Mk. zu fordern. Bei der Firma Mag Pjau hat die DRK. Forderungen von mehr als 20 000 Mk., auch die Invalidenversicherung ist ziemlich stark im Rückstand.

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie rücksichtslos die Unternehmer verfahren.

Die Firma Heymann u. Betermann, Strumpffabrik in Jahnsdorf, hat ihren Betrieb nun vollständig stillgelegt. Die Belegschaft betrug noch 52 Personen. Die Firma hatte fast alle Arbeiter und Arbeiterinnen zu niedrig ver-

Federgeld-Gottfried und seine Inflationsseine

Einer der größten Wirtstöpfe, welche die Nazis aufweisen — woran sie an sich ja keinen Mangel haben —, ist ihr sogenannter Wirtschaftsprogramm Feder. Jeder Schuljunge besitzt größeres Verständnis für wirtschaftliche Fragen als diese „Koryphäe“ des „Dritten Reiches“. Nachdem er sich in dem bekannten Rundfunkgespräch mit dem Frankfurter Professor Nolling bis aufs Hemd blamiert hatte, wurde es eine Weile still um ihn. Jetzt taucht er allmählich wieder aus der Verjüngung, in die man ihn gesteckt hatte, hervor und beglückt die Welt erneut mit seinem höheren Blödsinn. Mitte Dezember sprach er vor Leipziger Studenten (was bezeichnend für das niedrige Niveau eines Teiles unserer Studierenden ist) über den Wirtschaftsaufbau im „Dritten Reich“.

Er warb für seine Theorie von der Brechung der Zinsnechtheit und erklärte dabei nach dem Bericht des nationalsozialistischen Blattes „Der Freiheitskampf“ (Nr. 290, 14. Dezember 1931):

„Im einzelnen wird die Brechung der Zinsnechtheit durchgeführt durch die Finanzierung der großen staatlichen Ausgaben unter Umgehung des Anleiheweges durch Ausgabe von Staatsanleihen.“

Damit hat sich Feder erneut zu seiner eindeutigen Inflationspolitik bekannt.

BEKENNTNISSE EINER SCHÖNEN SEELE

Wir lesen in Nr. 51/1931 der „Deutschen Arbeiter-Zeitung“ unter der Ueberschrift „Der Sithtag“ folgendes:

„Unter der Ueberschrift „Die Lohn- und Gehaltskürzung am 1. Januar“ berichtet die „Deutsche Zeitung“ (Nr. 290 vom 12. Dezember d. J.) von einem Rundfunkvortrag, den der Staatssekretär des Reichsarbeitsministeriums, Dr. Geib, über die arbeitsrechtlichen Vorschriften der neuen Notverordnung hielt. Hiernach werden die Löhne und Gehälter grundsätzlich auf den Stand vom 10. Januar 1927 gesenkt.“

So in Felddruck zu lesen auf der ersten Seite, Sollte sich hier nicht entweder der Vortragende oder der Berichterstatter getirrt haben? „Unseres Wissens herrschte im Jahre 1927, als König Konrad II., der Urentel des Roten zur Kaiserkrönung nach Rom zog, gerade ein tarifloser Zustand. Es dürfte sich daher eher empfehlen, auf den Tarifvertrag von Verbund vom Jahre 843 zurückzugehen, um wirklich klare Verhältnisse zu schaffen. Wenn schon, denn schon.“

Ach, wie der kleine Schäfer anlässlich eines Druckfehlers im Kapitalistenblatt da sein Herz enthielt! Wir glauben es ihm gern, daß es gewissen Leuten in Deutschland am liebsten wäre, wenn man die Lebenshaltung der Arbeiter auf einen Standard herabdrücken könnte, wie er vor etwa tausend Jahren üblich war.

Der alte Kapitalist an seinen Sohn



Wenn wir erst im Dritten Reich sein werden, mein Sohn, verbieten wir mit einem Federstrich die Gewerkschaften. Und dann senken wir die Löhne auf den Stand zur Zeit Karls des Großen.

Die Lage der Arbeiterbank

Ein Beitrag zum Kampf gegen die Gewerkschaften

Die Gegner der Gewerkschaften aller Schattierungen bemühen sich seit Monaten, nachdem sie gesehen haben, daß der unmittelbare Kampf gegen die Gewerkschaften den erwarteten vollen Erfolg nicht erbrachte, uns Abbruch zu tun, indem sie das Vertrauen in das Geldinstitut unserer Bewegung, die Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G., zu erschüttern suchen. Mit allen möglichen törichten Mitteln versucht man Stimmung gegen die Bank zu machen. In einem Teil der Presse werden in geringen Zeitabständen Behauptungen über die Verhältnisse und den Stand unserer Arbeiterbank verbreitet, deren Charakter und Inhalt eine auffallend weitgehende Verwandtschaft aufweist, obwohl sich die Pressefront, der wir uns gegenüber sehen, aus ebenso weitgehend verschiedenen Elementen zusammensetzt: Es gehören zu ihr Blätter vom Kaliber der „Deutschen Bergwerks-Zeitung“, aber auch Zeitungen, die die Vertretung von Arbeiterinteressen als ihre Aufgabe bezeichnen. Bisher ist alles an dem gesunden Sinn der Gewerkschaftskollegen gescheitert, denn ihnen steht zu klar noch der Beweis der Solidität vor Augen, den das Institut in den Tagen der Bankenkrise im Juli 1931 weithin sichtbar erbracht hat. Sie sind sich noch bewußt, daß die Arbeiterbank als eine seltene Ausnahme imstande war, allen Anforderungen ihrer Einleger unbegrenzt zu entsprechen, daß sie nicht gezwungen war, zu den sonst in der Bankwelt allgemein angewandten Mitteln der Rationierung der Auszahlungen zu greifen.

Wir hätten deshalb auch keine Veranlassung, uns eingehender mit der Arbeiterbank und ihrer Lage zu befassen, da wir ja eigentlich nur das, was in dem Bewußtsein jedes einzelnen unserer Mitglieder schon so feststeht, wiederholen könnten. Die Tatsache jedoch, daß sich neuerdings die „Sozialistische Wochenzeitung der SAP. Deutschlands“ (Nr. 17 vom 23. Dezember) mit einem Artikel unter der Überschrift „Die Arbeiterbank gefährdet“ jener oben gekennzeichneten Pressefront zugesellt hat, hat uns die Anregung gegeben, einige genauere Mitteilungen zu machen.

Wenn die Wochenzeitung behauptet, daß der Leiter der Arbeiterbank, Bachem, den Standpunkt vertreten habe und vertritt, daß die Einlagen des Institutes nicht fest genug angelegt werden könnten, so stellt das Blatt den tatsächlichen Sachverhalt völlig auf den Kopf. Im Gegenteil hat die Direktion der Arbeiterbank immer das allergrößte Gewicht darauf gelegt, die dem Bankinstitut zur Verfügung stehenden Mittel so zu verwenden, daß eine möglichst große Liquidität gewährleistet war. Schon der Vergleich der wiederholten öffentlichen Darlegungen des Leiters der Arbeiterbank, Bachem, so in der Zeitschrift „Die Arbeit“, 1928, Heft 8, ist geeignet, die Unrichtigkeit der Behauptungen darzutun. Gerade aber auch die schon eingangs erwähnte Tatsache, daß es der Arbeiterbank in den Krisentagen des Juli 1931 möglich war, allen Ansprüchen ihrer Einleger gerecht zu werden, beweist, daß die Leitung der Arbeiterbank den Grundsatz der Liquidität nicht nur in der Theorie vertreten, sondern auch in der Praxis verwirklicht hat.

Uns liegt die seitens der Arbeiterbank der Reichsbank eingereichte Zwischenbilanz per 30. November 1931 vor. Daraus ergibt sich, daß der Gesamteinlagenbestand des Institutes an diesem Tage 139 333 000 Mk. betrug. Demgegenüber waren an flüssigen Mitteln vorhanden:

und 300 000 Mark Kasse,
und 600 000 Mark Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken, also vor allen Dingen bei der Reichsbank.
und 2½ Millionen Mark Wechsel und unverfallbare Schuldanweisungen,
und 400 Millionen Mark Guthaben bei Banken und Bankfirmen,
und 100 Millionen Mark eigene Wertpapiere.

Die Betrachtung dieser Ziffern wird jedem auch nur einigermaßen Sachverständigen den schlagenden Beweis erbringen, daß hier mit einer Rücksicht auf die Liquidität vorgegangen worden ist, wie sie in größerem Ausmaß wohl nirgendwo vorhanden sein dürfte.

Mit der Angabe insbesondere der letzt-erwähnten Zahl ist auch schon die Legende vertrieben, die die „Sozialistische Wochen-

zeitung“ aufzubringen versucht, indem sie behauptet, Bachem habe die Depositen-gelder vor allen Dingen in Pfandbriefen festgelegt. An eigenen Wertpapieren besitzt die Bank insgesamt knapp 9 Proz. ihrer Bilanzsumme, die rund 157 Millionen Mark beträgt; davon wieder — von jenen 9 Proz. — machen Pfandbriefe und sonstige festverzinsliche Wertpapiere etwa 1½ bis 2/3, also im Höchsthalle 6 Proz. aus.

Alle Kombinationen des Blattes nach dieser Richtung hin fallen also in sich selbst zusammen. Auch die Behauptung der Beteiligung an einer ganzen Reihe von Unternehmungen ist ohne weiteres aus den Zahlen der erwähnten Zwischenbilanz zu widerlegen. Beteiligungen figurieren dort mit 4¼ Millionen Mark, also mit knapp 3 Proz. der Bilanzsumme.

Infolge ihres guten und in sich gefestigten Standes hat es die Arbeiterbank im Gegensatz zu mancher anderen Bank auch in diesen krisenhaften Zeiten nicht nötig gehabt, irgendwelche Hilfe von anderen Instituten in Anspruch zu nehmen. Dies bezieht sich ebenso auf Institute des Reiches und der Länder wie auch auf private Institute. Insbesondere ist es völlig aus den Fingern gezogen, daß irgendeine Verbindung zwischen der Arbeiterbank und der Garantie- und Akzeptbank bestände. Eine solche Verbindung besteht auch nicht seitens irgendeiner mit der Arbeiterbank in Beziehung stehenden anderen Stelle. Und ebensowenig hat die Arbeiterbank irgendwelche besonderen Kredite oder Hilfeleistungen von der Reichsbank in Anspruch genommen.

Kann man somit ohne weiteres feststellen, daß die Gesamtsituation der Arbeiterbank durchaus solide und in sich vollkommen gefestigt ist, so ergibt sich daraus zugleich die Unsinnigkeit der Behauptung, innerhalb des Aufsichtsrates der Arbeiterbank sei eine Diskussion über das Verschulden an der gegenwärtigen Situation des Institutes im Gange. Wir können ausdrücklich feststellen, daß der Aufsichtsrat keinerlei Veranlassung

hatte, sich mit dieser oder ähnlichen Fragen irgendwie zu befassen und daß insbesondere der Kollege Oswald Schumann, dessen Stellungnahme in der „Sozialistischen Wochenzeitung“ besonders erwähnt wird, im völligen Einvernehmen mit den übrigen Aufsichtsratsmitgliedern sowie der Direktion die Geschäftspolitik der Arbeiterbank billigt und in der Beurteilung ihrer Lage mit den leitenden Organen der Bank restlos übereinstimmt.

Völlig den Tatsachen widersprechend sind auch die Ausführungen der Wochenzeitung über die Geschäftsbeziehung zwischen der Arbeiterbank und der Bankfirma Bett, Simon u. Co. Ueber diese Verbindung und ihre Ausdehnung besteht und bestand innerhalb der gesamten Verwaltung, Aufsichtsrat und Direktion, niemals die leiseste Meinungsverschiedenheit. Im übrigen spielt diese Verbindung innerhalb des Gesamtrahmens der Arbeiterbank eine außerordentlich geringe Rolle, wie sich allein schon daraus ergibt, daß die Guthaben der Arbeiterbank bei diesem Bankhaus noch nicht 0,015 Proz. der Guthaben bei Banken überhaupt ausmacht.

Hält man sich das alles vor Augen, so wird man zu der Feststellung kommen müssen, daß die von der Wochenzeitung aufgestellten Behauptungen insgesamt wie in allen Einzelheiten jeglicher Begründung entbehren. Was man mit der Miene des Wissenden der Öffentlichkeit übergab, erweist sich Stück um Stück als Legende. Und welches immer die Motive gewesen sein mögen, die das Blatt leiteten, als es seinen Artikel über die Arbeiterbank veröffentlichte, — die Wirkung war die Gefährdung des Ansehens wie des materiellen Kredits des Geldinstitutes der Arbeiterbewegung. Es fällt diesem Tatbestande gegenüber schwer, den Gedanken an einen böswilligen Versuch der Herabsetzung des Finanzinstitutes der Gewerkschaften von sich zu weisen. Aber der Vorwurf eines äußerst leichtfertigen Umganges mit den Mitteln und der Verantwortung der Presse muß gegen die Wochenzeitung erhoben werden — und das in einem Falle, in dem schwerwiegende Interessen der deutschen Arbeiterbewegung in Frage kommen.

WIE GEHT ES ENGLAND?

Man wird nervös und beginnt mit Schutzzoll und Lohnabbau

Fritz Kummer, Redakteur an der „Metallarbeiter-Zeitung“ und Verfasser des prächtigen Buches „Eines Arbeiters Weltreise“, sandte uns aus England, wohin ihn am Jahresende sein Weg geführt hatte, folgende interessante Uebersicht.

England hat wirtschaftliche Frostzeiten früher schon genug gehabt. Es hat sie, wenn zuweilen auch mit schwerem Weh und Ach, alle glücklich überwunden. Warum sollte das nicht auch diesmal möglich sein? Jetzt, wo die wirtschaftlichen und finanziellen Kraftquellen Britanniens bestimmt nicht schwächer waren als einst! Aber freilich müßte das möglich sein, nur nicht die Nerven verlieren, sondern etwas Geduld haben: Warten und sehen; das Beste draus zu machen versuchen!

Diese Stimmung findet man — bis vor kurzem wenigstens — ausgedrückt in Handlungen der herrschenden englischen Oberschicht: Zunächst hat sie, gewiß nicht mit Enghelligkeit, eine Arbeitslosenunterstützung geschaffen oder geduldet, die in mehr als einem Betracht viel günstiger ist, als die anderer Länder. Die Unterstützungssätze waren bedeutend höher, der Arbeiterbeitrag im Verhältnis geringer, und die Unterstützung wurde weniger knickrig gewährt. Die herrschende Klasse mochte sich sagen, daß die Arbeitslosenunterstützung und ihre nicht allzu kleinliche Gewährung für sie, die Oberschicht, eher noch nützlicher sei als für die Unterschicht, sintermalen eine solche Unterstützung eine vorzügliche Versicherung für die kapitalistische Gesellschaft sei.

Dieser Erwägung hat die englische Oberschicht einigermaßen nachzuleben getrachtet. Ja, ihr Pferdeverstand hieß sie, noch etwas weitergehen, und dies wiederum im Gegensatz zu ihrer Standesgenossenschaft in anderen europäischen Ländern: sie hielt sich auch in der Lohnquetscherei zurück. Während anderwärts die Unternehmer jede Gelegenheit benutzten, ihren wirtschaftlichen Schwachsinn durch Lohnkürzungen zu beweisen, haben dies

ihre englischen Kollegen verhältnismäßig viel seltener getan. Sie sagten sich wohl, und dies mit vollem Recht, daß es gerade vom geschäftlichen Standpunkte aus namentlich kurzzeitig ist, in einer Krise, die im wesentlichen im Absatzmangel ihren Ursprung hat, Lohnkürzung, das ist Verschärfung des Absatzmangels, zu betreiben. Demzufolge ist in England bedeutend weniger als anderswo Lohnquetscherei verübt worden.

Dies ist um so beachtungswerter, als der englische Arbeiter sich billigerer Lebensmittel erfreut als die meisten seiner Genossen Europas und Amerikas. Auf die Einzelheiten der Kosten des proletarischen Lebensunterhaltes in England kann in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden. Immerhin sei gesagt, daß nach den Zahlen, die ich jetzt in den Schaufenstern in Arbeitervierteln Englands gefunden habe, dem englischen Arbeiter des Leibes Nahrung und Nodurft weniger, zum Teil bedeutend weniger kostet, als seinem Klassengenossen im Westen des Kontinents. Die letzte Zeit sind in England die Lebensmittelpreise erfreulich gesunken. Der große Durchschnitt der Senkung wird auf 10 Proz. angegeben. Von einer Steigerung der Preise habe ich nirgends einen Tatbeweis zu entdecken vermocht. Kein Zweifel, die geringeren Lebensmittelpreise sind vor allem der zollfreien Einfuhr zu verdanken.

Wie ein Blick in die Schaufenster zeigt, konkurrieren viele Agrarländer auf dem englischen Warenmarkt miteinander. Und dieser Wettbewerb kommt dem englischen Verbraucher sehr zugute.

So wirkt sich die Erhaltung des Nominallohnes als eine Steigerung des Reallohnes aus, ein Vorteil, der, wie wir gleich sehen werden, jetzt sehr in Frage gestellt wird.

Allerdings, dieser Vorteil kann weder den einzelnen Arbeiter und noch weniger der

Gesamtheit der Arbeiterklasse Englands zum Bewußtsein kommen, und zwar aus den sehr einfachen Gründen: Der Tariflohn, selbst wenn er derselbe bleibt, nützt nur denen, die Beschäftigung haben, die ändern aber, die unbeschäftigt, arbeitslos sind, sind ja ohne Tariflohn. Der Arbeitslose muß von den kargen Sätzen der öffentlichen Unterstützung leben, sofern er diese überhaupt noch erhält. Die Zahl der Arbeitslosen ist bekanntlich auch in England ständig gewachsen; sie bewegt sich zurzeit um 2,7 Millionen. Jeder der Arbeitslosen sitzt irgendwo mit an einem proletarischen Tisch, da mit der staatlichen Unterstützung allein auf die Dauer Leib und Seele nicht zusammenzuhalten sind. Auf diese Weise wird die Lebensmöglichkeit auch derer, die noch beschäftigt sind, immer mehr eingeschränkt und die Last der Krise drückt die englische Arbeiterschaft ebenso schwer wie jede andere, obwohl ihr Tariflohn besser gehalten wurde und sie sich billigerer Lebensmittel erfreut.

Der Rückgang der Ausfuhr an Waren läßt aber den Pleitegeier immer häßlicher kreisen, und überdies hat die „unsichtbare Ausfuhr“, das heißt das so einträgliche Geschäft des Geldverleihs und des Kreditgebens an die ganze Welt mächtig nachgelassen, ja, durch die Abkehr von dem Goldstandard einen dermaßen schlimmen Schlag erhalten, daß an einer Erholung gezweifelt werden kann. Was Wunder, daß das so oft bewährte Selbstvertrauen der britischen Kapitalistenklasse zu wanken begonnen hat, daß sie nun in die gleichen Fehler verfällt, wie die Kapitalistenklasse einiger anderer Länder, nämlich sie will die Uebel durch Schutzzoll beheben und durch Lohnabbau.

Mit dem Schutzzoll ist im Unterhaus schon begonnen worden — und von verschiedenen Industrien werden Forderungen auf erheblichen Lohnabzug und andere Verschlechterungen gemeldet. England will nun auch seinen Absatz in anderen Ländern steigern, indem es deren Absatz in England durch Zollmauern unterbindet. Es will also möglichst viel verkaufen und möglichst wenig kaufen. Es will das Geschäft im Innern heben, indem es den heimischen Verbrauchern, den Arbeitern, durch Lohnkürzung die Möglichkeit des Käufens beschränkt.

Mit der ersten Zollschutzmaßnahme (auf landwirtschaftliche Erzeugnisse) kamen Berichte aus Paris, daß die französische Regierung die Einfuhr von (englischer) Kohle verbietet, und von englischen Küstenstädten, daß die nächsten Tage Tausende von Hafnarbeitern wegen Rückgang der Einfuhr aus Holland, Belgien und Frankreich entlassen werden müssen. Mit den Berichten über die Abwehrmaßnahmen der Pariser Regierung und über die Entlassung der Arbeiter wegen dem Schutzzoll gehen Meldungen über heftige Streitigkeiten zwischen den Arbeitslosen und den Behörden ein. Jetzt müssen sich die Arbeitslosen, nachdem sie 26 Wochen regelrechte Unterstützung bezogen haben, einer Prüfung ihrer Bedürftigkeit (means and needs test) unterwerfen. Bei diesen Prüfungen, wo den Arbeitslosen jeder Groschen der Spareinlage oder deren Zinsen angerechnet werden sollen, geht es sehr heiß her. Da macht sich die proletarische Not oder Verzweiflung in Ausdrücken Luft, wie sie bisher in diesem Lande als ganz unerhört galten. Ist alles das nur ein versuchsartiger Anfang, deren Fortsetzung man unterbindet, ehe größeres Unheil entstanden ist? Die Meinung hierüber ist zurzeit noch geteilt. Es wird gesagt, daß man in dem Lande der Kompromisse auch diesmal einen Kompromiß machen werde, nur um die wirtschaftliche Not der untern Schichten und die soziale Spannung nicht auf die kontinentale Höhe zu treiben. Die Draufgängerwut der Schutzrollner und die Nervosität der Unternehmer, die allerdings noch weit von der Berserkerei der deutschen Scharfmacher entfernt ist, weisen freilich auf die entgegengesetzte Möglichkeit hin. Und wie wird es werden, wenn die Schutzzölle sich bei den Kosten der Lebenshaltung auswirken?

Bekanntmachungen des Vorstandes

Sonntag, 18. Januar, ist der Beitrag für die 2. Woche 1932

Verantwortlicher Redakteur: Hugo Dreßel in Berlin. — Verlag: Carl Schrade in Berlin, Remeler Str. 89. — Druck: Bornhörs Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer in Berlin.

Geburt und Grab in der Statistik Die gesundheitlichen Verhältnisse des deutschen Volkes

Von Dr. med. Th. Plaut

Die als Reichstagsdrucksache erschienene „Denkschrift über die gesundheitlichen Verhältnisse des deutschen Volkes“ enthält mancherlei, was weite Kreise interessieren dürfte. Daß auch hier die dauernde Geburtenabnahme festgestellt wird, dürfte nicht weiter verwundern. Das Bild ist besonders eindrucksvoll, wenn man die jährlichen Zahlen der Lebendgeborenen nicht auf die zugehörige Zahl der gesamten Einwohner, sondern nur auf die Zahlen der weiblichen Personen im gebärfähigen Alter (von 15 bis 45 Jahren) bezieht. Dabei ergibt sich, daß auf tausend Einwohner

im Jahre 1913 27 Geburten kamen, 1930 nur noch 17. Auf tausend gebärfähige Frauen dagegen kamen 1913 116 Geburten, 1930 nur noch 67.

Die „allgemeine Fruchtbarkeitsziffer“ zeigt also eine noch stärkere Senkung als die „rohe“ Geborenenziffer. Die Ursache dieser Erscheinung ist unser ungewöhnlicher Bevölkerungsaufbau. Da nämlich die Zahl der Geburten bis etwa zum Jahre 1900 dauernd zugenommen hat, während von da ab ein erheblicher Abfall einsetzte, sind heute die mittleren Altersklassen besonders stark besetzt, während der Anteil sowohl der Kinder als der Greise auffallend gering ist. Wenn das so weiter geht — und es ist nicht anzunehmen, daß hier wesentliche Wandlungen eintreten werden —, so werden wir in zwei bis drei Jahrzehnten eine ganz andere Bevölkerungsstruktur haben, d. h. viel weniger Menschen im heibratsfähigen Alter, noch weniger Kinder und erheblich mehr alte Leute. Das ist das, was man als Bergreife des Volkskörpers bezeichnen kann. Die Zahl der Gesamtbevölkerung wird natürlich, auch wenn die Sterblichkeit noch weiter abnehmen sollte, immer geringer werden.

Wie man diese Erscheinung zu werten hat, hängt ganz von der weltanschaulichen Stellungnahme ab. Am lautesten wehklagen natürlich diejenigen, die

Volkvermehrung im Sinne größerer Militärmacht begrüßen.

Jedenfalls sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß die kulturelle Bedeutung eines Volkes durchaus nicht immer von der Größe der Bevölkerungszahl abhängig ist. Daß die Abnahme der Geburten nicht auf einer

Verminderung der Fortpflanzungsfähigkeit, sondern auf gewollter Beschränkung der Kinderzahl beruht,

dürfte selbstverständlich sein. Wenn die Ursachen der Geburtenbeschränkung auf wirtschaftlichem Gebiete gesucht wird, so darf man nie die Tatsachen aus den Augen lassen, daß diese Erscheinung zuerst nur bei den Wohlhabenden anzutreffen war, und erst später auf die minderbemittelten Kreise übergegriffen hat. Die Sachlage ist also die, daß Geburtenrückgang immer dann eintritt, wenn die Menschen einsehen, daß es sich für sie empfiehlt, die

Zahl ihrer Kinder nach der Höhe ihres Einkommens

zu bemessen. Wenn daher die Denkschrift sagt, daß es zur Bekämpfung des Geburtenrückgangs notwendig sei, das Verantwortungsgefühl des einzelnen zu wecken, so muß das als durchaus abwegig bezeichnet werden. Der Geburtenrückgang kommt ja gerade daher, daß die Menschen Verantwortungsgefühl genug haben, um nicht Kinder in

Bevölkerungsproblem in England

Wie es englische Richter betrachten

Aus London berichtet dem „Berliner Tageblatt“ sein Korrespondent:

Ein Beispiel für die Distanz, die der englische Richter zwischen sich und dem Gesetz zu halten mag, wurde unlängst in Leeds geliefert, wo der Richter MacCardie über eine Reihe von Vergehen gegen das keimende Leben abzuurteilen hatte. Anstatt unglückliche Mädchen und arme Frauen noch ärmer und unglücklicher zu machen, benutzte MacCardie diese Gelegenheit zu einem selbst in der englischen Rechtsprechung unerhörten Vorstoß gegen das bestehende Gesetz. Man verlese sich in die Lage der Angeklagten. Sie hatten erwartet, eine Lektion über ihre Verkommenheit zu erhalten. Statt dessen wandte sich MacCardie mit folgenden Worten an die Anklagebank: „Sie sind auf Grund eines vor siebzig Jahren erlassenen Gesetzes angeklagt. Seitdem hat sich der nationale Gesichtspunkt in weitem Umfange verändert. Ich sage es offen und mit allem Nachdruck, daß das Abtreibungsgesetz abgeändert werden sollte. Denn in seiner heutigen Form bewirkt es mehr Schlechtes als Gutes.“

MacCardie begnügte sich nicht damit, das Gesetz an Stelle der Angeklagten zu verurteilen. Wie sein großer amerikanischer Kollege Lindbergh sagte er auch die Gründe und ordnete er die Angeklagten in ihr

die Welt zu setzen, für die menschenwürdige Existenzbedingungen nicht vorhanden sind. Daß zur Bekämpfung des Geburtenrückgangs geldliche Beihilfen aus den Mitteln der Gesamtheit an linderreiche Familien gewährt werden sollten, ist eine alte Forderung, von deren Verwirklichung wir aber heute weiter entfernt sind denn je.

Die Sterbefälle gehen dauernd zurück.

1913 betrug die Zahl der Todesfälle auf tausend Einwohner 15,0; 1930 nur 11,1. Zum Teil beruht dieser Rückgang auf dem gegenwärtigen ungewöhnlichen Altersaufbau, insofern wir, wie erwähnt, auffallend wenig Kinder und wenig alte Leute haben. Die ansteckenden Krankheiten gehen dauernd zurück. Eine Ausnahme machen hier die zeitweilig auftretenden Grippewellen und leider auch die Diphtherie, die seit 1926 eine von Jahr zu Jahr langsam steigende Zahl von Opfern fordert. Sehr interessant ist die Betrachtung der Todesfälle, die sich aus der Fortpflanzungstätigkeit der Frau ergeben. Nach einer Berechnung des Berliner Arztes Dr. Freudenberg waren 1929 8000 solcher Todesfälle zu verzeichnen. Und zwar entfielen auf 1 200 000 Lebend- und Totgeburten höchstens 4000, auf 400 000 Fehlgeburten mindestens 4000 Todesfälle. Mit anderen Worten: die Sterblichkeit nach Mißfällen ist mindestens dreimal so groß als die nach Geburten.

— und des Zeitalters — soziales Milieu ein, um so eine richtige Bemessung ihrer Schuld zu erhalten. Er wies auf die von sieben Geburten erschöpfte Frau, die ihr achties Kind nicht im Glend aufziehen wollte, auf die Mutter kranker Kinder, die keine fröhlichen Kinder mehr haben wollte. Er erinnerte daran, daß ein Zehntel der englischen Bevölkerung geistig oder körperlich minderwertig ist, und daß England dreihunderttausend Frauen mit geistigen Defekten aufweist, die heute nach Belieben Kinder in die Welt setzen können. „Meiner Ansicht nach sollte in solchen Fällen Zwangsabtreibung stattfinden.“

MacCardie nahm kein Blatt vor den Mund. Rückhaltlos sprach er von den unverheirateten Mädchen, die Kinder von Truntenbolzen und Geisteskranken zur Welt bringen sollen, und andern Opfern einer überholten Gesetzgebung. Sei es deshalb zu verwundern, daß die Abtreibung so allgemein sei, und daß sie bestehen bleiben werde, solange die Kenntnisse der Geburtenkontrolle dem Volke „in so grausamer Weise“ vorenthalten würden? Nur Unwissenheit und Mangel an Erfahrung könne das heutige Gesetz verteidigen. Er aber fühle, daß der Tag gekommen sei, die Nation zu warnen, durch das Festhalten an veralteten Vorurteilen ihre Zukunft aufs Spiel zu setzen. „Und“, so schloß MacCardie mit einer richterlichen Gewe, wie sie nur in England zu finden ist: „Ich warne Sie heute.“

Schuld daran ist natürlich der unfelge § 218, demzufolge zahlreiche Schwangerschaftsunterbrechungen von Pflückerhänden ausgeführt werden. Syphilis und Tuberkulose gehen dauernd zurück. Dagegen nehmen die Todesfälle infolge von Neubildungen (Krebs) dauernd zu. Ob hier eine wirkliche Zunahme vorliegt, oder ob nur infolge immer besser werdender ärztlicher Versorgung der Bevölkerung und auch wohl von zunehmender Mordlichkeit, die Fälle früher zu erkennen, eine ausgiebigere Erfassung der Fälle vorliegt, mag dahingestellt bleiben.

Erheblich zugenommen hat die Neurasthenie.

Die tödlichen Unfälle haben deutlich zugenommen, und zwar genau in dem Verhältnis der Zunahme des Autoverkehrs. Der Alkoholverbrauch hat bis 1929 erheblich zugenommen, und zwar bis auf 90 Proz. des Vorkriegsverbrauchs an Bier und auf 50 Proz. an Branntwein. Seitdem ist, offenbar unter dem Einfluß der Wirtschaftskrise, ein Rückgang zu verzeichnen. Die Zahl der in deutschen Heilanstalten wegen Alkoholismus behandelten Kranken hat 1928 den Vorkriegsstand von 20 000 jährlich überschritten. Die Zahl der Personen, die wegen Morphinumsucht und anderer Rauschgiftsuchten in deutschen Heilanstalten behandelt wurden, ist von jährlich etwa 500 in der Vorkriegszeit bis nahezu 2000 in den letzten Jahren gestiegen. Die Ärzte haben daran einen erschreckenden Anteil. Es kamen in der gesamten erwachsenen Bevölkerung auf 10 000 Personen etwa ein Süchtiger, auf 10 000 Ärzte aber etwa 100.

Wenn schließlich die Denkschrift zusammenfassend feststellt, daß bisher eine schädliche Auswirkung der ungünstigen Wirtschaftsverhältnisse auf die gesundheitlichen Verhältnisse des deutschen Volkes noch nicht in Erscheinung getreten ist, so kann man dazu nur sagen, daß es noch nicht gelungen ist, diese schädlichen Auswirkungen statistisch zu erfassen. Daß sie schon vorhanden sind, darüber kann leider kein Zweifel bestehen.

Wo wird am wenigsten geheiratet?

Die Heiratsziffer ist neuerdings in den Großstädten am stärksten zurückgegangen. Wie „Wirtschaft und Statistik“ mitteilt, ging sie in der Gesamtheit der Großstädte um 40 Proz. stärker zurück als im Reichsdurchschnitt. Die Arbeitslosigkeit macht sich eben, so bemerkt die Zeitschrift hierzu, in den Großstädten am empfindlichsten fühlbar. Dazu kommt, daß die Zuwanderung von heibratsfähigen jungen Menschen in die Großstädte neuerdings nicht mehr festzustellen ist. Im Gegenteil, es hat statt dessen eine Abwanderung aus der Großstadt eingesetzt. So wird die Wirtschaftskrise natürlich auch in einem beträchtlichen Sinken der Geburtenziffer auswirken.

Die Begeisterung, diese höchste Gesundheitswärme des Geistes — sie ist glücklicherweise noch viel ansteckender im Volke, als irgendeine Krankheit des Körpers! Lassalle.

Bildungsarbeit zur Werbung für den Verband

Bildung innerhalb der gewerkschaftlichen Bewegung muß Zweckbildung sein. Gewerkschaftliche Bildung soll gewerkschaftliche Menschen schaffen. Sie soll Menschen heranzubilden, die die ökonomischen Zusammenhänge verstehen, die Notwendigkeit solidarischen Kampfes begreifen und den geistigen und sittlichen Sinn des wirtschaftlichen Kampfes erleben. Damit wird die gewerkschaftliche Bildung dann zugleich zur Menschenbildung überhaupt. Jede Zeit hat ihre besondere Aufgabe gegenüber der Bildung des Menschen. Die Bildung unserer Zeit soll Menschen schaffen, die diese Wende der Zeit erfassen und tragen.

Es kann gar nicht anders sein, als daß sich das große Suchen dieser Zeit nach neuen Formen in irgendeiner Weise in jedem regt, und wir müssen den Menschen darum in ihren geistigen Bedürfnissen und seelischen Regungen lauschen und die vielen, die trotz aller wirtschaftlichen Aufklärung den Weg zum Verbanne dennoch nicht gefunden haben, in der ihnen mehr liegenden Weise zu gewinnen suchen. Und hierbei bietet die gewerkschaftliche Bildungsarbeit in ihrer Mannigfaltigkeit ein weites Feld.

Es ist eine der Wirklichkeit völlig widersprechende Auffassung, daß es nicht jedem möglich sei, Kulturgut zu würdigen und aus dem Kulturellen heraus zu denken. Diese Auffassung ist in intellektuellen Kreisen vielfach zu finden. Sie hat sogar einen Tollstoß dazu geführt, aus tiefstem sozial-ethischem Gefühl heraus Kulturtöpfe wie Goethe, Beethoven, Shakespeare zu verurteilen, weil zu deren Würdigung „eine bevorrechtete Stellung im Leben“ gehöre. Aber auch in den eigenen Reihen wird dieses kulturelle Verständnis und Bedürfnis, das im Keime in jedem ist, noch zuwenig gewürdigt.

Die Erfahrung von Jahren hat gezeigt, daß viele Menschen das wirtschaftliche Leben ganz anders sehen, wenn es ihnen unter dem kulturellen, dem geistigen und ethischen Gedanken gezeigt wird, daß somit auch kulturelle Bildungsarbeit wirtschaftlich aufklären kann, die nötigen sozialen Konsequenzen gezogen werden.

Darum sollte die gewerkschaftliche Bildungsarbeit aber auch in den einzelnen Orten nicht neben der Werbearbeit als etwas Befremdendes hergehen. Sie muß vielmehr eingefügt werden in den alles beherrschenden Gedanken, an dieser Wende der Zeit die schaffende Masse organisatorisch zu erfassen und einzuspinnen in die große Aufgabe, die wir in dieser geschichtlichen Stunde zu erfüllen haben.

Millionen sind organisiert. Wir sind stolz darauf. Doch größer noch ist die Zahl der schaffenden Menschen, die abseits stehen vom Kampfesweg. In unserer Bildungsarbeit haben wir ein noch viel zuwenig gebrauchtes Arsenal von geistigem Rüstzeug, alle Schaffenden organisatorisch zu erfassen in einer Front. Dr. Gustav Hoffmann.

Nazis und Frauenerwerbsarbeit

Der nationalsozialistische Unterführer und Vertreter Hitlers, Gregor Straßer, hat sich auf der Reichstagung des Nationalsozialistischen Arbeiterbundes in Leipzig über die Frage der Frauenerwerbsarbeit und das Schicksal der Frau im Dritten Reich ausgesprochen. Nach einem Bericht der „Dresdener Volkszeitung“ (Nr. 285, 8. Dezember 1931) erklärte Straßer:

„Daß die Frau aus dem Produktionsprozeß verdrängt werden müsse und daß man ihr im Dritten Reich beibringen werde, mit dem Geld, was der Mann nach Hause bringt, auszukommen. Brot und Weißbrot werden verschwinden, dafür werden die Nazis die gute alte Erbsensuppe wieder zu Ehren bringen.“

Es ist bezeichnend, daß Straßer in Leipzig ähnlich wie vor kurzem in Stuttgart für den Mord an der deutschen Arbeiterin eintrat und zum Schluß wörtlich ausübte:

„Wir wissen, daß uns die Nazis aufhängen wollen und weil wir das wissen, werden wir die Nazis zuerst aufhängen.“

Lüftung = Lüftung

Bewährte Mittel der häuslichen Gesundheits- und Krankenpflege. Leibwidel — Kompressen und andere Packungen — Wechselbad, ihre Anwendung bei Arterienverkalkung, akuten fieberhaften Erkrankungen, Kinderkrankheiten, Herzleiden, Migräne, nervösen Störungen, Schlaflosigkeit, Nierenleiden, Verdauungsstörungen, Zuckerkrankheit, Frauenleiden usw. Von Dr. med. H. Wallten, leitender Arzt der Anstalt für Nerven- und Stomatognathologie in Baden-Baden. Mit Bildern. Sechsten erschienen im Süddeutschen Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart, Birkenwaldstraße 44. Preis nur 1,25 Mark.

Die meisten schweren Krankheiten beginnen mit kleinen Gesundheitsstörungen, deren rechtzeitige Beseitigung viel Leid und Unglück verhindern kann. Hier hat die häusliche Gesundheits- und Krankenpflege eine wichtige Aufgabe, eben so aber auch bei akuten und chronischen Krankheiten wenn es gilt, die Verordnungen des Arztes zu unterstützen. In dem vorliegenden Büchlein zeigt Dr. Wallten, welche umfassenden und tiefgreifenden Heilwirkungen man nur ganz einfachen Behandlungsmitteln erzielen kann, wenn man sie richtig anzuwenden versteht.

Das Ei des Kolumbus

Den Gegnern der Kaufkrafttheorie gewidmet

Als vor einigen Jahrhunderten, so entnehmen wir einem Artikel des amerikanischen Geschäftsmannes Edward A. Filene, die Menschen von schrecklichen Seuchen, wie Gelbes Fieber, Pocken, Cholera und Pest, heimgejuckt wurden, da gab es viele gute und ehrsame Leute, die behaupteten, daß diese Seuchen von Hegen verschuldet seien. Diese Leute meinten, daß die Hegen dafür bestraft werden müßten, und sie hatten auch manchmal den Erfolg, diese „Feinde der Menschheit“ verbrannt oder gesteinigt zu sehen. Trotzdem gingen die Seuchen nicht zurück. Gelbes Fieber und Pocken, Cholera und Pest nahmen erst ab, als die Menschheit begann, anstatt der Hegen die Krankheiten selbst zu bekämpfen. Viehnlich verhält es sich mit der internationalen Arbeitslosigkeit, jener modernsten Krankheit unserer Weltwirtschaft, für die man heute auch die verschiedensten Hegen und Zauberer verantwortlich zu machen sucht. Warum gehen die Geschäfte so schlecht? Warum stocken Produktion und Umsatz? Nun, doch wohl einfach deshalb, weil die Geschäftswelt nicht soviel Waren absetzen kann wie sie verkaufen möchte? Die Antwort ist ebenso einfach wie die erste: weil das Publikum nicht genügend abnimmt. Ja, aber warum kaufen die Leute nicht genug? Nun, weil sie nicht kaufen können. Warum können die Leute das nicht kaufen, was sie wollen? Die Antwort ist wieder so einfach, daß man ihr nicht widersprechen kann: weil es ihnen an Kaufkraft fehlt.

Kaufkraft besteht im Geldbesitz oder im Kredit. Woher stammen Geld und Kredit? Sie fallen doch nicht vom Himmel, noch wachsen sie an Bäumen oder Sträuchern. Bei den meisten Menschen, soweit sie nicht geborene Millionäre sind, fließen sie aus der Arbeit, aus Gehältern und Löhnen, also aus ihrer Tätigkeit. Nun scheinen wir uns aber in einem gefährlichen Kreise zu bewegen. Wir haben festgestellt, daß die Beschäftigungslosigkeit aus mangelndem Absatz, mangelnder Absatz aus ungenügender Kaufkraft und ungenügende Kaufkraft wieder aus ungenügender Beschäftigung entsteht. Arbeitslosigkeit stammt also letzten Endes aus der Arbeitslosigkeit. Eine nette Theorie in der Tat. Aber ein wenig Nachdenken hilft uns aus der Klemme.

Geldbesitz und Wohlstand sind nicht gleichbedeutend. Geld ist nur ein Symbol des Wohlstandes. Die Hauptaufgabe des Geldes ist es, als Mittel für den Warenananschaff zu dienen. Und Wohlstand umfaßt alle jene Dinge, von welchen die Leute wünschen, daß man sie ihnen durch Industrie und Handel darbietet. Es gibt so wenig Dinge, die direkt aus der Natur zu den Menschen kommen. Der moderne Weg der Wohlstandsverteilung geht über die Arbeitsleistung des Menschen vor sich. Diese Wohlstandsverteilung ist sogar aufs feinste organisiert. Wenn die Kaufkraft nicht richtig verteilt ist, so brauchen wir uns um die Warenverteilung gar nicht zu bemühen. Dann stockt nämlich die sonst glatt laufende Mechanisierung und gerät in Gefahr, vollständig zum Stillstand zu kommen.

Schaffung und richtige Verteilung der Kaufkraft ist ebenso wichtig wie die Erzeugung und Verteilung der Waren selbst. Es gibt nur zwei Wege, durch die man die Kaufkraft schaffen und verteilen kann. Der eine, indem man die Preise so niedrig wie möglich hält. Nicht aus dem Konkurrenzzwang heraus — obgleich Konkurrenz im Wirtschaftsleben immer ein wichtiger Faktor ist — sondern des Kaufkraftes wegen. Der andere Weg ist, die Gehälter und Löhne so hoch zu machen, wie sie für das Unternehmen und die Wirtschaft tragbar sind. Eine solche Lohnpolitik sollte aus einem weisen, schmerzhaften Interesse von jedem Unternehmer geübt werden.

Man hat in letzter Zeit vielfach die rationalisierte Massenproduktion für die Arbeitslosigkeit verantwortlich gemacht. Die Lösung des Problems liegt aber nicht darin, daß wir zu veralteten, unbrauchbaren und längst überholten Methoden zurückkehren, sondern darin, daß wir zu einer möglichst wirksamen Verteilung der Kaufkraft kommen, die es uns gestattet, die Waren, die wir verkaufen wollen, abzusetzen und es dem Publikum ermöglichen, die Waren zu kaufen, die es kaufen will. Dabei kommt es in starkem Maße auf den Preis an. Es gibt keinen Preis, der niedrig genug ist, die Kaufkraft anzuregen und durch diese Kaufkraftanregung die Produktion zu fördern, so daß kein williger Arbeiter arbeitslos zu sein braucht. Das ist der Preis, den wir

herausfinden sollten. Jeder Produzent, wie jeder Geschäftsmann sollte bestrebt sein, zunächst einmal wenigstens einen Artikel so niedrig im Preise herzustellen bzw. zu verkaufen, daß der Konsument ihn selbst bei den heutigen schlechten Zeiten kaufen kann. Und der Konsument könnte auch seinen Teil zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beitragen, indem er Einkäufe zu diesem ganz ausgesprochenen Zweck tätigt. Dann brauchen wir nicht auf irgendein Wunder zu warten, sondern können der Arbeitslosigkeit auf den Leib rücken. Ich behaupte, die Arbeitslosigkeit läßt sich bekämpfen wie eine Krankheit. Also auf in den Kampf!

Diese Darlegungen eines erfolgreichen Geschäftsmannes müßen einen an wie die Sage von dem Ei des Kolumbus. Dennoch: an der Richtigkeit obiger Theorien, daß nur die Stärkung der Kaufkraft die Wirtschaftskrise zu überwinden vermag, wird wohl niemand zweifeln.

stätten der Fabrik für die Fabrikarbeit erledigt und kehren in körperlich verzweifelterm Zustand nach Hause zurück. Ein amtlicher englischer Bericht über China besagt:

„Es gibt in China eigentlich kein bürgerliches Gesetzbuch, kein statistisches oder Gesundheitsamt, kein wirksames Instrument, durch welches die Arbeiter ihre Sorgen bekämpfen könnten. Die tatsächliche Kontrolle ist im Augenblick in Händen der provinziellen Militärbehörden, deren Haltung gegenüber einer Gewerkeinsbewegung von dem Bestreben der Unterdrückung beherrscht wird, soweit sie diese nicht ihren politischen Zielen nutzbar machen können.“

Der riesenhafte Export Japans bedeutet eine Schmugkonturrenz, „wenn man als solche auch jenen Wettbewerb auffaßt, der seine Grundlagen in der Unterbietung der durch die allgemeinen zivilisatorischen Fortschritte geschaffenen Lebensbedingungen der Arbeiter findet.“ In diesem Kampf zwischen dem fernöstlichen Kapitalismus und den kapitalistischen Mächten der alten Welt ist nach Levy der Ausgang nur nach zwei Richtungen möglich: Entweder gelingt es, den sozialen Lebensstandard in Ostasien zu erhöhen oder die Anpassung an die fernöstlichen Verhältnisse geschieht durch Reduzierung europäischer Arbeitskosten und Arbeitsverhältnisse. Deshalb sei ein Zusammengehen der europäischen Staaten notwendig, um mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln den Fernen Osten zu veranlassen, die sozialen Verhältnisse dortselbst zu bessern. In der Tat sind die Gefahren sehr groß, die sich aus der Entwicklung des fernöstlichen Neukapitalismus ergeben. Dem Internationalen Gewerkschaftsbund erwächst hier eine bedeutungsvolle Pionierarbeit. Das Internationale Arbeitsamt findet hier eine Aufgabe von weltgeschichtlicher Bedeutung. Der sowieso schon gedrückte Lebensstandard Europas darf durch die Sklavenarbeit in Japan, China und Indien nicht noch mehr verschlechtert werden.

Aus dem Verbandsleben

Georg Graupe, Zwickau, 25 Jahre Geschäftsführer

Wir sind zwar etwas unpünktlich, aber es soll nicht vergessen werden: Vor 25 Jahren, am 1. Januar 1907, wurde unser Kollege Georg Graupe hauptamtlicher Funktionär in der Zwickauer Ortsgruppe unseres Verbandes. Auch in der Parteibewegung ist er äußerst tätig. So finden wir ihn im Bezirksvorstand der sächsischen Partei sowie auch als Vertreter des „Sächsischen Volksblattes“, ebenso als Vorlegenden im Genossenschaftsrat. Auch dem Ortsauschuß des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes durfte er präsidieren. Schließlich schiedte ihn die Partei in den sächsischen Landtag. Auch das höchste Amt, das im Saate bekleidet werden kann, das Ministeramt, durfte er einmal bekleiden. So finden wir ihn im Jahre 1923 als Arbeitsminister in Sachsen, von 1919 bis 1923 haben wir ihn als Stadtverordneten in Zwickau. Schließlich sandte ihn die sächsische Partei in den Reichstag. Schon aus dieser bloßen Aufzählung einiger Daten ergibt man, in welcher ungeheurer Weise Georg Graupe für die Arbeiterbewegung tätig gewesen ist. Und daß er es noch recht lange sein möge, das wünschen wir ihm zu seinem 25jährigen Angestelltenjubiläum.

Ansprache während der Arbeitspause

Und wie steht ihr heut zu den Arbeitslosen? Kollegen, sagt nicht: Oh, sie tun uns leid... Denn Mitleid kann die Armen nur erbosen, Kann weh tun, kränken — ach, ich weiß Bescheid!

Und — 'sist auch billigst überall zu haben. Der ärgste Klassenfeind bringt's spielend auf, Mag sein, man kann damit „Wehleid'ge laben“ — Wer wirklich leiden muß, der pfeift darauf!

Pföh — scheintzujammern und dumm dreinzugaffen, Wenn hier das Elend schon zum Himmel schreit! Wir haben mit den Heuchlern nichts zu schaffen! Wer helfen will, hat dazu keine Zeit!

Den Toten ist Genüg' getan mit „Rosen“, Die meistensils auch noch papieren sind... So hilft man aber nicht den Arbeitslosen! Zum Segeln braucht's kein Säuseln — du brauchst Wind!

Wir haben treu vereint dafür zu sorgen, Daß unsre Brüder und daß unsre Schwestern Kollegen und Kolleginnen sind morgen, So wie sie es gewesen waren gestern!

Der einzelne von uns kann das nicht schaffen, Und nicht das feile Wort, das tönt, vollbringt's Wir müssen alle Lücken, die noch klaffen In unsrer Front, jetzt schließen dann gelingt's!

Wir haben uns zu scheren um die Fahren, Auf denen „Solidarität“ geschrieben steht, Und haben Stück um Stück den Weg zu bahnen, Der in das Land des Sozialismus geht! Tut, ein Winker

BERICHTE AUS FACHKREISEN

Augsburg

Feier im Die Geschäftsstelle hielt auch Karl-Hübich in diesem Jahre für die Unter- Saus sasserler und sonstigen tätigen Funktionäre eine Weihnachtsfeier im „Karl-Hübich-Haus“ in Biburg ab. Zahlreich waren die Funktionäre dem Rufe der Geschäftsstelle gefolgt. Nach einleitenden Musikstücken folgte die Begrüßungsansprache. Besonders geehrt wurde der Kollege Gustav Maizer, der ununterbrochen 26 Jahre als Unterfasserler der Geschäftsstelle tätig ist. Diese Ehrung löste besondere Freude bei allen Anwesenden aus. Die Jugend verschönte die Feier durch Rezitationen und Gesangsvorträge, die viel Anklang fanden. Nur allzu schnell vergingen die Stunden. Die Heimreise erfolgte mit dem letzten Zug, und die ganz Unentwegten hatten auch diesen verpaßt und traten viel später den Weg nach Hause an, mit dem Gefühl, recht frohe Stunden in Kreise Gleichgesinnter verbracht zu haben, trotz der ungünstigen Zeit, die heute auf allen lastet.

Löbau

Treffen Die Filiale Löbau hatte weiblicher ihre gesamten weiblichen Verbands- Verbandsfunktionäre zu einem Kursus in den Volkspart Löbau geladen. Als Hauptfunktionäre war die Kollegin Riewiera gewonnen worden. Sie hielt einen Vortrag über das Thema: Brauchen wir im DTA weibliche Funktionäre? An Hand von Statistiken läßt sich feststellen, wie hoch die Zahl der weiblichen Beschäftigten gegenüber den männlichen in der Textilindustrie ist, so sind z. B. 1925 61 Proz. weibliche gegenüber 39 Proz. männlichen Textilarbeitern vorhanden gewesen. Auf Grund dessen hat der Deutsche Textilarbeiter-Verband die Gewerkschaftsarbeit hauptsächlich für Frauen und mit Frauen zu leisten. 1922 waren fast alle Textilarbeiter im DTA organisiert, ein kleiner Teil gehörte den Hirsch-Dunderföhen und den christlichen Gewerkschaften an. Nach der Inflation machten die Gewerkschaften einen Rückschlag. Auch gingen die Mitgliederzahlen zurück. Unter den vorhandenen Funktionären waren wenig weibliche. Die Mitarbeit der Frau in den Betrieben und sonstigen Funktionen war sehr gering. Und wenn wir augenblicklich infolge der herrschenden Weltwirtschaftskrise etwas zurückgedrängt worden sind, müssen wir alle Kräfte anspannen, damit alles wieder eingeholt und noch mehr gewonnen wird. Wir dürfen den Mut nicht sinken lassen, müssen kleinliche und persönliche Bedenken zurückstellen, denn nur die geschlossene und einige Arbeiterchaft wird unserem größten Feind, dem Kapital, mit Erfolg entgegenzutreten können. In der anschließenden Aussprache wird vom Ge-

schäftsführer, Kollegen Adler, betont, daß die Konferenz als Auftakt für die jetzt in verstärktem Maße einschende Agitation anzusehen sei und wünscht, daß sich die Kolleginnen recht rege an dieser Werbearbeit beteiligen mögen. Zum Schluß wurde noch die Abrechnung von den Handarbeitsabenden bekanntgegeben.

Plauen

Feierkunde Gern hatten die Funktionäre der Einladung für den 5. Dezember 1931 nach dem Gewerkschaftshaus Folge geleistet. Dem Ernst der Zeit entsprechend war das Programm für den Abend zusammengestellt, es waren Stunden der Erholung und Erbauung. Nach dem „Reichsbannermarsch“ begrüßte der Vorsitzende der Filiale, Kollege Kämpfer, vor allem unsere 45 Jubilare und den Kollegen Schöller vom Hauptvorstand. Dr. Knorr, Mitglied des Stadttheaters, zwang die Anwesenden ganz in seinen Bann, als er einen Prolog von Brezgang zum Vortrag brachte, der auslief: „Es lebe der Verband!“ Der Männerchor „Vorwärts“ unter der bewährten Leitung seines Liedermeyers Seidel brachte zwei Lieder zum Vortrag: „Krönt den Tag“ und „Du fernes Land“, wofür er großen Beifall erzielte. Hierauf ergriff Kollege Schöller das Wort. Er überbrachte zunächst den 45 Jubilaren die vor 25 Jahren der Organisation beigetreten sind, die Grüße des Hauptvorstandes und der Gauleitung. In seinen weiteren Ausführungen jagte er: Die Jubilare haben unter den größten Opfern für die Arbeiterbewegung und ihre Ideale gewirkt. Sie haben das mitgeschaffen, was wir heute mit Stolz den großen Deutschen Textilarbeiter-Verband nennen. Deshalb, heißen Dank, ihr Jubilare! Ehrengabel und Diplom sollen äußerlich den Dank bekunden und der Jugend ein Ansporn sein, für unsere Ideen mitzuarbeiten. Wir stehen am Wendepunkt einer Periode, es gilt in zähem Kampf das Schlimmste von der Arbeiterchaft abzumenden. Kollege Fiedler dankte im Namen der Jubilare, er gedachte in einem kurzen Rückblick der Opfer, welche die alten Kollegen in den 25 Jahren für die Organisation gebracht haben, und er forderte auf zum Treue zum Deutschen Textilarbeiter-Verband. Dann werden wir auch diese Zeit überstehen zum Wohle der deutschen Arbeiterchaft.

Im zweiten Teil wetteiferten Kapelle Böhm und der Männerchor „Vorwärts“ um die Verschönerung des Abends. Dr. Knorr sorgte mit heiteren Rezitationen für gute Stimmung. Die Marcellaife, gespielt von der Kapelle Böhm, beendete den gut verlaufenen Abend, der bei allen Funktionären den Mut und den Glauben an die Organisation, an die deutsche Arbeiterbewegung gestärkt und gefestigt hatte.

Fritz Tänger.

Bilder aus dem Fernen Osten

Sklavenarbeit bedroht den europäischen Lebensstandard.

Die durch den Krieg mächtig geforderte Umwälzung der Weltwirtschaft findet ihren besten Ausdruck in der Entwicklung des Kapitalismus in Ostasien. Die Krise der europäischen Exportmärkte ist nicht zuletzt dadurch verstärkt worden. Namentlich trifft dies für solche Staaten wie England zu, deren Industrien auf den Export angewiesen waren. Auf dem indischen, japanischen und chinesischen Markt sind europäische und hauptsächlich englische Waren empfindlich zurückgedrängt worden. Daher entwickelten sich dort eigene Industrien oder Erzeugnisse der Vereinigten Staaten verdrängten die europäischen. Der industrielle Aufstieg Japans ist einzig dastehend, hand in Hand damit ging die härtere Handelsverflechtung der fernöstlichen Länder untereinander. Japan ist der Mittelpunkt derselben.

Während sich aber die Industrialisierung der Vereinigten Staaten von Amerika, Australiens, Neuseelands, Kanadas usw. unter sozial günstigen Bedingungen vollzog und eine Ausweitung der Industrie mit der ständigen Verbesserung der sozialen Lebensbedingungen einherging, vollzieht sich der Aufstieg des fernöstlichen Kapitalismus auf der Grundlage von Arbeiterverhältnissen, die, nach europäischen Begriffen gemessen, einfach katastrophal sind. Im Heft 12 der „Europa-Wirtschaft“ behandelt Prof. Hermann Levy dieses Problem sehr gründlich. Er stellt dort fest, daß das System der Arbeitsverhältnisse in Japan von der Sklaverei wenig entfernt ist. Zum Beispiel werden junge Mädchen im Alter von 13 Jahren vom Lande in die Fabriken verkauft; die Eltern erhalten den Lohn für ein Jahr im voraus; dieser muß abgearbeitet werden; fliehen die Mädchen, so werden sie eingefangen, wenn nicht, so versucht man sich an die Hufe der Eltern zu wenden, um nicht die Lohnrückstände zu verlieren. Diese Mädchen sind nach drei Jahren dieser Arbeit und des Hausens in den Schlaf-



Der Weg des Garnes

Die Herstellung verschiedener Flächengebilde — Die eigentlichen Gewebe — Flechtwaren — Strick- und Wirkwaren — Vorbereitungen zur weiteren Verarbeitung

Die in den verschiedenen Spinnereizweigen erzeugten Garne, so verschieden sie auch durch die je nach der Erzeugungsart angewandten Herstellungsverfahren ausfallen mögen, dienen fast ausschließlich einem Zweck, nämlich dem, aus den dünnen Fäden durch Anhäufung und Verschlingung einer großen Anzahl dieser Fäden ein Flächengebilde herzustellen. Eine Ausnahme macht nur teilweise das Flachsgarn und ein geringer Anteil der Baumwollgarnspinnstoffe, die zu Nähwürnen verarbeitet, die also als Fadengebilde fertiggestellt werden. Die Erzeugung der Flächengebilde aus Garn kann nun entweder so vor sich gehen, daß zwei Fadensysteme, wovon das eine normalerweise in der Längsrichtung und das andere in der Querrichtung des Flächengebildes verläuft, so miteinander verkreuzt werden, daß ein je nach der Dichte, wie die Fäden liegen, mehr oder weniger dicht-, luft- und wärmedurchlässiges Gebilde entsteht, das er aber durch die Lage der Fäden in nur einer Ebene verhältnismäßig dünn ausfällt. Die beiden Fadensysteme heißen Kette und Schuß. Die Kette besteht aus vielen parallel zueinander verlaufenden Fäden, der Schuß ist ein Faden, der zwischen den Kettfäden hin und her verläuft. Unter diese Art der Herstellungsweise sind die eigentlichen Gewebe zu rechnen. Eine weitere Art, wo noch zwei Fadensysteme zusammenarbeiten, ist dadurch möglich, daß sich zwar die beiden Fadensysteme wieder kreuzen, und zwar auch hier meist in rechtem Winkel zueinander,

daß aber die Fäden nicht mehr längs und quer zur Ware angeordnet sind, sondern daß beide Fadensysteme diagonal zur Ware verlaufen.

Dadurch ist dann aber bedingt, daß die Fäden an den Rändern der Ware umkehren, daß also die Fäden, die z. B. in der Ware zunächst von rechts oben nach links unten verlaufen, am linken Rand umkehren und dann von links oben nach rechts unten weitergehen. Diesen Waren, von denen man im allgemeinen zunächst annimmt, daß sie in erster Linie als nur theoretische Möglichkeit vorhanden sind, begegnet man immerhin noch ziemlich häufig. Es sind dies die Flechtwaren und unter diesen spielen dann die Lizen die Hauptrolle als Flächengebilde, die reinen Gebrauchswert haben. Daneben kommen auch noch ein Teil der Spitzen als Flechtware in Betracht, die aber als Gebrauchsgegenstand nicht diese Rolle spielen.

Die dritte Art, Flächengebilde zu erzeugen, ist endlich die, daß nur ein Fadensystem vorhanden ist, das aber nicht, wie bei den beiden erstgenannten Arten, annähernd glatt durch die Ware läuft, sondern in Bogen. Dabei sind dann die dadurch gebildeten Schlingen so in den nächsten Fäden des gleichen Fadensystems eingebracht, daß ein inniger Zusammenhalt besteht. Diese Waren fallen unter die Strick- und Wirkwaren, und hier gilt dann wieder die Unterteilung, daß, wenn viele parallel verlaufende Fäden vorhanden sind, bei denen immer die einander benachbarten Fäden miteinander verschlungen sind, die Erzeugnisse als Strickwaren bezeichnet werden, und daß solche Waren, die nur aus einem Faden bestehen und bei denen dieser eine Faden die Maschen bildet, als Schußwirkwaren bezeichnet werden.

Zunächst wollen wir uns der Erzeugung der erstgenannten Flächengebilde, den Webwaren, zuwenden.

Selbstverständlich können die Garne, so wie sie von der Spinnerei kommen, nicht direkt zur Webware weiterverarbeitet werden. Sie müssen dazu erst zugerichtet werden, und dies geschieht in der Vorbereitung. Unter Vorbereitung versteht man die Spulerei, die Zetterei und die Schlichterei.

Die vielen Fäden der Kette müssen (wir wollen zunächst bei dieser allgemein erläu-

ternden Besprechung nur die einfachsten Gewebe betrachten und die Abweichungen davon bei den komplizierten dann besonders hervorheben) alle ziemlich gleichmäßig arbeiten. Je nach der Art der Bindung arbeitet die Hälfte oder ein Drittel oder ein Viertel usw. völlig gleich. Dies bedingt, daß der Fadenvorrat, aus dem das Gewebe hergestellt werden soll, so zugerichtet ist, daß die Fäden dann beim Bearbeiten auch alle unter gleicher Spannung und auch annähernd gleichabständig voneinander sind. Da es sich um einige tausend Fäden handelt, ist diese Arbeit der Vorbereitung nicht unwichtig, und man wird deshalb versuchen, möglichst viel Fadenvorrat unterzubringen. Da auf den Bobinen, wie sie von der Spinnerei kommen, nur — im Vergleich zu dem gewünschten Fadenvorrat — verhältnismäßig wenig Garn aufgewickelt ist, müssen die Fadenlängen verschiedener Bobinen aneinander angeknüpft werden.

Dieses Bereinigen von mehreren Fadenlängen zu einer großen geschieht in der Spulerei. Die Bobinen werden nun auf Lauffspulen, also Scheibenspulen, aufgewickelt.

Die Spulen haben dabei eine Länge von etwa 15 Zentimeter und im vollgewickelten Zustand einen Durchmesser von etwa 10 Zentimeter. Diese Scheibenspulen sind noch ziemlich häufig in den Webereien anzutreffen.

Neuerdings werden die Fäden aber auch in Form von konischen Kreuzspulen aufgewickelt. Bei diesen Kreuzspulen wird dann der Faden über die Spule abgezogen, was ein wesentlich rascheres Arbeiten ermöglicht, als wenn die Spule durch den Faden in Drehung versetzt werden muß.

Es wird auch zurzeit versucht, die Spulmaschinen ganz in Wegfall kommen zu lassen und die Garne, so wie sie von der Spinnerei kommen, weiter zu verarbeiten,

wobei allerdings besonders dicke und große Bobinen von der Spinnerei geliefert werden müssen. Dieses Ersparen eines Arbeitsganges rächt sich aber wieder; denn das Spulen ist nicht nur als eine Vergrößerung des Garnvorrats aufzufassen, sondern auch als Kontrolle des Fadens, namentlich wenn, was zwar für den Spulvorgang selbst verzögernd wirkt, unter verhältnismäßig scharfer Spannung gespult wird; denn jede schwache Stelle, die die Beanspruchung im Webstuhl ja doch nicht aushalten würde, bricht dann schon auf der Spulmaschine heraus. Es ist also nicht unbedingt richtig, beim Spulen der Garne durch Herabsetzung der Spannung die Fadenbrüche vermeiden zu wollen.

Die technischen Wandlungen der Textilindustrie

Von Oberstudiendirektor Professor Möller, Reichenbach i. Vgl.

III.

Das Verdienst, die ersten Versuche gemacht zu haben, ein Gewebe maschinenmäßig herzustellen, gebührt den Engländern. Schon am Ende des 17. Jahrhunderts baute Dr. Gennes in London einen mechanischen Webstuhl, ohne indes Erfolg damit zu haben. Auch Mitte des 18. Jahrhunderts als Vaukanson die Vervollkommnung des Stuhles aufnahm, gelang eine allgemeine Einführung noch nicht. Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts war es Cartwright beschieden, einen mechanischen Webstuhl zu konstruieren; der, durch Horrocks und Roberts in Manchester noch weiter verbessert, sich in der Weberei einführen konnte. So entstanden in den englischen Industriegebieten gar bald große Maschinenfabriken, wie Hodgson, Sowdon, Hattersley, Keigley und Hall, die den Bau der mechanischen Webstühle mit Erfolg betrieben und diese in alle Kulturstaaten lieferten. Die mechanische Weberei nahm nun einen ungeahnten Aufschwung. Zu gleicher Zeit konstruierte auch der Amerikaner Krompton einen anders gearteten und hauptsächlich für schwere Waren geeigneten Webstuhl. In Deutschland entstanden ebenfalls bedeutende Webstuhlfabriken, die den Webstuhlbau mit Erfolg betrieben, und zwar die Firmen: Sächsische Webstuhlfabrik Louis Schönherr und die Sächsische Maschinenfabrik vorm. Richard Hartmann, beide in Chemnitz i. Sa., ferner K. Zangs, Krefeld, C. A. Roscher und Gustav Thiele, beide in Neugersdorf i. Sa., Vomag, Plauen i. V. u. a.

Anfangs mag wohl der mechanische Webstuhl nur zur massenhaften Herstellung einfacher Gewebarten berechnet gewesen sein, aber durch den Fortschritt der Technik im allgemeinen ist es gelungen, alle nur denkbaren Gewebarten, und seien sie noch so schwierig und künstlich, in den Bereich der mechanischen Weberei zu ziehen, so daß der mechanischen Weberei die gesamte Webwarenerzeugung für alle Zeiten gehört.

Bei der Konstruktion der mechanischen Webstühle war man zunächst bestrebt, den Handwebstuhl zu mechanisieren. Die Arbeitsweise an sich blieb dieselbe, nur schaltete man die körperliche Arbeit des Webers zum größten Teile aus, indem man die Bewegung der Lade und der Tritte, das Aufwickeln der Ware, das Durchwerfen des

Schützens usw. auf mechanischem Wege mit Hilfe geeigneter Mechanismen durch Transmission und Riemenübertragung, durch Exzenter und Kurbel bewirkte. Die Gestellwände sowie die dieselbe verbindenden Riegel wurden aus Eisen hergestellt, die Lade mittels einer Kurbelwelle hin- und herbewegt, die mit Fest- und Losscheibe zur In- und Ausbetriebsetzung des Stuhles verbunden wurde. Die Lade, stets aufrecht stehend, bewirkte bei ihrer Bewegung zugleich die Aufwicklung der Ware (Warenbaumregulator). Eine unter der Kurbelwelle gelagerte Exzenterwelle, mit ersterer durch Zahnrad in Verbindung stehend, besorgte die Öffnung des Faches und den Schützendurchwurf. Ein Schußwächter bringt den Stuhl zum Stillstand, sobald die Schußspule abgelaufen ist oder der Schußfaden gerissen. So hat der Weber bei dem einfachen mechanischen Webstuhl nichts weiter mehr zu tun, als auf das Reißen oder Brechen von Kettfäden zu achten, in diesem Falle den Stuhl außer Betrieb und nach Behebung des Schadens wieder in Gang zu setzen, ferner nach Ablauf einer Spule eine neue volle Garnspule in den Webschützen zu legen und den Stuhl wieder anlaufen zu lassen. In neuerer Zeit ist man auch mehr und mehr dazu übergegangen, die mechanischen Webstühle mit Kettfadenschützen zu versehen, wodurch der Stuhl auch bei Bruch eines Kettfadens automatisch außer Betrieb gebracht wird.

Unterziehen wir nun noch die Konstruktion der verschiedenen mechanischen Webstühle einer kurzen Betrachtung, so unterscheiden wir folgende Webeinrichtungen:

a) Die Lade ist unten gelagert (Stehlade) und schwingt also um eine unterhalb der Kette befindliche Ladenachse. Diese Anordnung hat den Vorteil der sicheren Lagerung und ist ein solcher Stuhl stabiler.

b) Die Lade ist wie bei der Handweberei oben gelagert (Hängelade) und schwingt um eine oberhalb der Kette befindliche Ladenachse. Diese Einrichtung bedingt eine höhere Bauart des Stuhles, ist weniger stabil und findet nur Verwendung bei den Bandstühlen, zuweilen auch bei Seidenstoffstühlen und solchen für Kammgarnstoffe und Wolledecken.

c) Nach der Art des Schützenschlages unterscheidet man:

1. Unterschlager, bei denen die Vorrichtung zur Bewegung des Schützens (Schützenschlagvorrichtung) sich im unteren Teile des Webstuhles teilweise an der Lade, die hier stets unten gelagert ist, befindet.

2. Mittelschlager, fälschlich Oberschlager genannt, bei denen die Schlagexzenter unten, die auf den Treiber (Picker) wirkenden Teile (Schlagarm und Peitsche) dagegen oben angebracht sind. Die Lade ist eine Stehlade.

3. Die eigentlichen Oberschlager, welche fast nur bei Webstühlen mit Hängelade und langsamem Gang in Anwendung sind. Der Schlagexzenter ist unten, Schlagwelle und der Schlagarm oben gelagert.

d) Nach dem Schützenwächtermechanismus unterscheidet man:

1. Bremsstühle,
2. Blattschlaggerstühle.

Zu 1. Bremsstühle sind alle die Stühle zu nennen, bei denen der nicht rechtzeitig oder gar nicht in den Schützenkasten kommende Schützen, durch geeignete Mechanismen, die in ihrer Zusammensetzung den Schützenwächter bilden, den Vorwärtslauf der Lade hemmt, damit der Schützen die Kettenfäden nicht zerreißt.

Zu 2. Blattschlaggerstühle (auch Blattflieger, Blattausleger genannt) nennt man alle die Stühle, bei welchen der im Fache steckenbleibende Schützen durch geeignete Mechanismen, die in ihrer Zusammensetzung den Schützenwächter bilden, das Blatt auslöst und dadurch ein Zerschlagen der Kettenfäden verhindert.

e) Nach den Mechanismen zum Schützendurchwurf unterscheidet man:

1. Exzenter Schlagstühle,
 2. Federschlagstühle.
- Beide Arten können unter sich wieder als Ober-, Mittel- und Unterschlager vorkommen.

Zu 1. Exzenter Schlagstühle sind alle die, bei denen der Schützendurchwurf durch Exzenter betätigt wird, gleichviel wie die Exzenter geformt sind und wo sie befestigt sind.

Zu 2. Federschlagstühle sind alle die Stühle, bei welchen der Schützendurchwurf durch Federkraft erfolgt.

f) Nach der speziellen Einrichtung für die Geschirrbewegung zur Fach- und Musterbildung, unterscheidet man:

1. Exzenter- oder Trittschühle für leinwandartige und andere einfache Gewebe. Die Schafthebung (Fachbildung) erfolgt durch Exzenter und zwar
 - a) Außentrittschühle,
 - b) Innentrittschühle,
 - c) Trommel- oder Bundradstühle.
2. Schafmaschinenstühle für einfache gemusterte Waren, wobei die Fachbildung durch die Schafmaschine erfolgt, die als Geschlossenfach- und Offenfachmaschinen wirken können.

3. Jacquard-Kraftstühle für gemusterte Waren-, Bild- und Figurenweberei, wobei die Fachbildung durch die Jacquard-Maschine bewerkstelligt wird und zwar unterscheiden wir wieder Geschlossenfach-, Offenfach-, Schrägfach- und Doppelhubmaschinen.

Zu 1a. Außentrittschühle sind solche, bei denen die Fachbildung durch Trittexzenter, die außerhalb der Stuhlwand auf einer Verlängerung der unteren Welle (direkt oder auf einer Exzenterbüchse) angebracht sind, hervorgebracht wird. Sie dienen zur Herstellung 2- bis 12schäftiger und 2- bis 16trittiger Bindungen.

Zu 1b. Innentrittschühle sind solche, bei denen die Trittexzenter in der Mitte des Stuhles, unterhalb des Geschirres gelagert sind. Sie dienen in der Regel nur zur Herstellung 2- bis 4schäftiger und 2- bis 4trittiger Bindungen. (Baumwolle.)

Zu 1c. Innentrittschühle sind solche, bei denen die Trittexzenter in der Mitte des Stuhles, unterhalb des Geschirres gelagert sind. Sie dienen in der Regel nur zur Herstellung 2- bis 4schäftiger und 2- bis 4trittiger Bindungen. (Baumwolle.)

(Schluß folgt.)

UNTERHALTUNG UND WISSEN



Die Geschichte eines amerikanischen Seemanns :: Copyright by Büchergilde Gutenberg, Berlin Illustriert von Georg Wilke

1. Fortsetzung!
„Mit einem Fünfer kann ich gar nichts anfangen. Ich muß zwanzig haben, sonst bin ich morgen frant. Wer soll denn dann vielleicht die Galley anreichen? Vielleicht wissen Sie das? Ich muß zwanzig haben.“

„Zehn. Aber das ist nun mein letztes Wort. Zehn oder überhaupt nichts. Ich bin gar nicht verpflichtet, Ihnen auch nur einen Nickel zu geben.“

„Gut, geben Sie zehn. Das ist zwar ein ganz gemeiner Geiz, der hier an mir verübt wird, aber wir müssen uns ja alles gefallen lassen, das ist man nun schon gewöhnt.“

„Unterschreiben Sie die Quittung. Wir werden es morgen in die Listen übertragen. Dazu habe ich jetzt keine Lust.“

Da hatte ich meinen Zehner. Ich wollte ja überhaupt nur zehn haben. Hätte ich aber gesagt zehn, so würde er auf keinen Fall mehr als fünf gegeben haben, und mehr als zehn konnte ich nicht gebrauchen, weil ich nicht mehr ausgeben wollte; denn was man einmal in der Tasche hat, kehrt nicht mehr heim, wenn man erst in die Stadt geht.

„Betrinken Sie sich nicht. Das ist hier ein ganz böser Platz“, sagt der Offizier, als er die Quittung an sich nahm.

Das war eine unerhörte Beleidigung. Der Skipper, die Offiziere und die Ingenieure betranken sich zweimal des Tages, solange wir nun schon hier lagen, aber mir wird gepredigt, mich nicht zu betrinken. Ich dachte gar nicht daran. Warum auch? Es ist so dumm und so unvernünftig. „Rein“, gab ich zur Antwort. „Ich nehme niemals einen Tropfen von diesem Gift. Ich weiß, was ich meinem Lande selbst in der Fremde schuldig bin. Yes, Sir. Ich bin Abtrünniger, knochenrocken. Können sich drauf verlassen, das bin ich. Ich glaube an die heilige Prohibition.“ Raus war ich und runter vom Eimer.

Es war eine lange schöne Sommerdämmerung. Ich schlief zuhause mit der Welt durch die Straßen und konnte mir nicht denken, daß irgend jemand auf der Welt sei, dem diese Welt nicht gefallen möchte. Ich sah mir die Schaulustiger an, und ich sah mir die Leute an, denen ich begegnete. Hübsche Mädels, verflucht noch mal, alles was recht ist. Manche freilich bespödeln mich gar nicht; die aber, die mich anstarrten, waren gerade die hübschesten. Und wie neu sie lachen konnten! Dann kam ich zu einem Hause, dessen Front schon vergoldet war. Es sah so lustig

Englisch: „Bedienen Sie sich, mon ami, und seien Sie vergnügt wie alle die übrigen hier.“

Nur fröhliche Gesichter rundherum, und wochenlang hat man nichts weiter vor Augen gehabt als Wasser und stinkende Farbe. Und so war ich halt vergnügt, und von jenem Augenblick an konnte ich mich auf nichts Bestimmtes mehr besinnen. Ich tadelte nicht jenen freundlichen Burschen, aber die Prohibition, die uns so schwach gegenüber Versuchungen macht. Gehege machen immer schwach, weil es einem in der Natur liegt, Gehege zu übertreten, die andere gemacht haben.

Die ganze Zeit hindurch war ein ganz drolliger Nebel immer um mich herum, und spät in der Nacht fand ich mich in dem Zimmer eines hübschen lebenden Mädchens. Endlich sagte ich zu ihr: „Well, Mademoiselle, wie spät haben wir es denn?“

„Oh“, sagte sie mit ihrem hübschen Lachen, du hübscher Junge — Yes, Gentlemen, ganz gewiß, das jagte die Mademoiselle zu mir, „hübscher Junge, o du hübscher Junge.“ sagte sie, „nun sei kein Spaßverderber, sei ein Kavaliere, laß eine zarte junge Dame nicht allein um Mitternacht. Da können vielleicht Einbrecher in der Nähe sein, und ich bin so furchtsam, die Einbrecher könnten mich vielleicht gar ermorden.“

„Ra, ich kenne doch die Pflicht eines raubblütigen amerikanischen Jungen unter solchen Umständen, wenn er erfucht wird, einer hilflosen schwachen Dame beizustehen. Von meinem ersten Kienzuge an ist mir gepredigt worden: Verminn dich anständig in Gegenwart von Damen, und wenn

dich eine Dame um etwas bittet, dann hast du zu flühen und es zu tun, und wenn es dich das Leben kosten sollte.“

Gut, am Morgen, sehr früh, fauste ich raus zum Hafen. Aber da war keine Tuscaloosa zu sehen. Der Platz, wo sie gelegen hatte, war leer. Sie war heimgegangen nach dem sonnigen New Orleans, heimgegangen, ohne mich mitzunehmen.

Ich habe Kinder gesehen, die sich verlaufen hatten, und denen die Mutter abhandeln gekommen war; ich habe Leute gesehen, denen ihr Häuschen abgebrannt oder von Wasserfluten fortgeschwemmt war, und ich habe Tiere gesehen, denen ihr Gefährte abgeschossen oder weggefangen war. Das alles war sehr traurig. Aber das traurigste aller Dinge ist ein Seemann in fremdem Lande, dem soeben sein Schiff fortgefahren ist, ohne ihn mitzunehmen. Der Seemann, der zurückgelassen ist. Der Seemann, der übriggeblieben ist.

Es ist nicht das fremde Land, das seine Seele bedrückt, und das ihn weinen macht wie ein kleines Kind. Er ist fremde Länder gewöhnt. Er ist oft freiwillig zurückgeblieben und hat oft abgezeichnet, abgemustert aus Gründen irgendwelcher Art. Da fühlt er sich nicht traurig oder bedrückt. Aber wenn das Schiff, das seine Heimat ist, wegfährt, ohne ihn mitzunehmen, dann kommt zu dem Gefühl der Heimatlosigkeit das tödende Gefühl des Ueberflüssigseins. Das Schiff hat nicht auf ihn gewartet, es kann ohne ihn fertig werden, es braucht ihn nicht. Ein alter Nagel, der irgendwo herausfällt und zurückbleibt, kann dem Schiff zum Verhängnis werden, der Seemann, der sich gestern noch so wichtig dünkte für das Wohl und für das Wandern des Schiffes, ist heute weniger wert als jener alte Nagel. Der Nagel könnte nicht entbehrt werden, der Seemann, der übriggebliebene, wird nicht vermisst, die Kompanie spart seinen Lohn. Ein Seemann ohne Schiff, ein Seemann, der nicht zu einem Schiff gehört, ist weniger als der Dreck auf der Gasse. Er gehört nirgends hin, niemand will etwas mit ihm zu tun haben. Wenn er jetzt da ins Meer springt und ersinkt wie eine Kage, niemand vermisst ihn, niemand wird nach ihm suchen. „Ein Unbekannter, offenbar ein Seemann“, das ist alles, was von ihm gesagt wird.

Das ist ja recht lieblich, dachte ich, und jener Welle des Verzagtseins gab ich rasch ordentlich

eins auf den Kamm, so daß sie sich davonmachte. Machte das Beste aus dem Schlimmen, und das Schlimme verschwindet im Augenblick.

Gosh, schiet den ollen Eimer, da sind andere Schiffe in der Welt, die Ozeane sind ja so groß und so weit. Kommt ein anderes, ein besseres. Wieviel Schiffe gibt es auf der Welt? Sicher eine halbe Million. Davon wird doch eines einmal einen Deckarbeiter gebrauchen können. Und Antwerpen ist ein großer Hafen, da kommen sicher alle diese halbe Million Schiffe einmal her, irgendmann und irgendwann sicher. Muß man nur Geduld haben. Ich kann doch nicht erwarten, daß gleich da drüben schon so ein Kasten liegt und der Kapitän in Todesangst schreit: „Herr Deckarbeiter, kommen Sie schnell rauf zu mir, ich brauche einen Deckarbeiter, gehen Sie nicht zum Nachbar, ich stehe Sie an.“



Aber da war keine Tuscaloosa zu sehen —

So sehr kümmerte ich mich auch wahrhaftig nicht um die treulose Tuscaloosa. Wer hätte das von diesem schönen Weibsbild gedacht? Aber so sind sie, alle, alle. Und sie hatte so saubere Quartiere und ein so gutes Essen. Jetzt haben sie gerade Breakfast, diese verfluchten Halunken, und essen meine Portion Ham and Eggs mit. Wenn sie wenigstens noch der Glim kriegen wollte, denn diesem Hund von einem Bob gönne ich sie nicht. Aber der wird ja gleich der erste sein, der meine Sachen durchstöbert und sich das Beste herausucht, ehe sie abgeschossen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Einwandererschutz in Kanada

Berichtet von J. S.

Vor mehreren Jahren, im Monat November, landete ich mit dem Dampfer „Lunifian“ in Quebec in Kanada. Mit noch einem Deutschen, den ich auf dem Schiff kennengelernt hatte, fuhr ich nach Montreal. Da wir der englischen Sprache nicht mächtig waren, gelang es uns dort nicht, Arbeit zu finden. Unsere geringen Barmittel waren bald aufgebraucht. Wir entschlossen uns, auf der Eisenbahnstrecke nach der fünf Tage entfernten Stadt Ottawa zu wandern. Es herrschte große Kälte. In den Nächten hielten wir uns in den hölzernen Warterhäusern der Eisenbahnstationen, die nie verschlossen wurden, auf.

Als wir in Ottawa ankamen, fanden wir bei einem Arbeitsvermittler, der gerade Waldarbeiter suchte, Beschäftigung. Uns wurde ein Vertrag vorgelegt, den wir, ohne von dem Inhalt Kenntnis zu besitzen, unterzeichneten. Nach an demselben Tage fuhren wir mit noch anderen Arbeitern mit der Eisenbahn gen Norden bis zur Endstelle. Dort wurden wir verpflegt. Am anderen Tage wurde der Transport auf bereitstehenden Schlittenwagen fortgesetzt. Untermwegs waren Verpflegungsstellen errichtet, die immer an einem Tage erreicht werden konnten. Nach fünfzügiger Fahrt kamen wir an der Arbeitsstelle an. Der Betrieb war schon in vollem Gange. Allerlei Maschinen aus ganzen Baumstämmen waren errichtet. Zahlreiche Pferde und auch viele Schlachtviehtiere standen umher.

Durch die große Kälte und die ungewohnte schwere Arbeit wurde ich krank und war nicht mehr imstande zu arbeiten. Ich hörte daher auf, um mich in der Stadt wieder zu erholen. Mein Landsmann, der als einziger Deutscher nicht allein zurückbleiben wollte, begleitete mich. Der Geschäftsführer kündigte bei unserem Abgang jedem fünf Dollars an, die für Abendessen, Nachtquartier und Frühstück in den Unterlunifianstellen Gültigkeit hatten, und übergab uns einen verpackten Koffer, mit dem Bedeuten, diesen der Geschäftsstelle zu überbringen. Nach fünfzügiger Fahrt bei furchtbarem Nässe kamen wir in dem Orte an der ersten Eisenbahnstation im halb-erzogenen Zustande an. In der dortigen Geschäftsstelle übergaben wir sofort unseren Brief und erwarteten unseren Lohn. Hier wurde uns zu unserem Schrecken eröffnet, daß wir keinerlei Ansprüche an die Geschäftsstelle hätten. Laut des uns abgelesenen Arbeitsvertrages wären wir bei Verzicht aller Lohnansprüche verpflichtet, bis zur Beendigung der Arbeit im Walde zu

arbeiten. Der vereinbarte Lohn von einem Dollar den Tag, sei mithin verfallen.

Da wir mittellos waren, waren wir gezwungen, den drei Tage langen Weg bis Ottawa auf der Eisenbahnstrecke zu Fuß zurückzulegen. Als wir in elendem Zustande dort ankamen, begaben wir uns zu dem deutschen Geschäftsträger. Er ging sofort mit uns zu einem Arzt, um uns untersuchen zu lassen. Am anderen Tage begab er sich mit uns auf das „Kleine Gericht“. Nachdem der Konflikt dem Richter die Sache vorgebracht hatte, ließ dieser uns unsere Angaben durch einen Kuf auf die Bibel beides, dann wurden wir für einen zwei Tage später stattfindenden Termin geladen.

Zum Termin war auch der Vertreter der Holzgesellschaft erschienen. Die Arbeitsverträge und ärztlichen Zeugnisse lagen vor. Der Richter stellte fest, daß wir der englischen Sprache nicht mächtig waren und daher keine Ahnung von dem Inhalt der von uns notgedrungen unterschriebenen Verträge haben konnten. Deshalb hob er die Gültigkeit der Verträge auf. Da der Vertreter sich auf gütliche Verhandlung nicht einließ, verurteilte der Richter die Gesellschaft zur sofortigen Zahlung der 50 Dollar für jeden für je fünfzig Tage Arbeit und zur Tragung sämtlicher Kosten und Auslagen. Dann gab uns der Richter bekannt, daß wir für etwa entstandene körperliche Schäden berechtigt wären, Schadenersatzklage zu erheben. Es ist aber nicht zur Klage gekommen, denn der Vertreter entschädigte uns freiwillig mit je 15 Dollar.

Die Zeit geht aufrecht unter ihrer Last

Wie die Völker ihre Jahre zählen.

Die Jahre der christlichen Zeitrechnung werden von Christi Geburt an gerechnet. Das gegenwärtige 1932te Jahr begann am Freitag, dem 1. Januar.

Die griechische Kirche zählt ihre Jahre seit Erschaffung der Welt nach der byzantinischen Ära. Sie setzt die Epoche der Welterschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und begann ihr 1438tes Jahr mit dem 14. September unseres 1929ten Jahres.

Die Russen zählen ihre Jahre nach dieser Ära bis zu Peter dem Großen. Seit dem Anzuge des achtzehnten Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl; am 12. Juni 1923 ist auch in Rußland der Gregorianische Kalender eingeführt worden.

Die Juden zählen ihre Jahre seit Erschaf-

fung der Welt. Sie begannen ihr 5690tes Jahr mit dem 5. Oktober 1929. Es ist ein Gemeinjahr von 353 Tagen. Am 23. September 1930 begann ihr 5691tes Jahr, ein Gemeinjahr von 354 Tagen.

Die Araber, Perser und Türken und die anderen Befenner des mohammedanischen Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred (Hedschra) genannt wird. Sie begannen am 9. Juni 1929 ihr 1348tes und am 29. Mai 1930 ihr 1349tes Jahr, von denen das erstere ein Gemeinjahr von 354 Tagen, das letztere ein Schaltjahr von 355 Tagen war.

Gothold Ephraim Lessing:

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Herde verloren. Das erfuhr der Wolf und tan, seine Kondolenz abzufragen. „Schäfer“, sprach er, „ist es wahr, daß dich ein so graufames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Herde gekommen? Die liebe, fromme, fette Herde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Tränen weinen.“

„Habe Dank, Meister Siegrimm“, versetzte der Schäfer. „Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.“

„Das hat er auch wirklich“, fügte des Schäfers Spitz hinzu, „so oft er unter dem Unglück seines Nächsten selbst leidet.“

Der Hamster und die Ameise.

„Ihr armen Ameisen“, sagte ein Hamster, „verloht es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so Weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrat sehen solltet!“

„Höre“, antwortete eine Ameise, „wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgucken, deine Scheuren ausleeren und dich deinen räuberischen Geiz mit dem Leben büßen lassen!“



Das geht gar nicht und die Vergeltung. Die Räuber waren erst offen und sagten: „Nimm nur dein Revolver, wir sind eine kleine Schar, sag dich, mach dich selbst und vergiß deine Sorgen.“

Ich kann überhaupt keine Sorgen haben, aber es war doch bedauerlich, daß ich nicht zu einem Tage, was heute die Sorgen sind. Das war so lieb. Ich schenke in dem Hause, da waren schon eine ganze Menge Leute, die da waren, alle so lustig, hatten ihre Sachen geschafft, kamen und lachten. Und da war so eine herrliche Luft. Nur um zu leben, ob das heute können etwas vergelten. Ich wie brauchen, ging ich hinein und legte mich auf einen Stuhl. Er war von ein bisschen, lachte sich an und legte mir die Hände und ein Glas gerade vor die Nase. Ich mußte es mir nicht in der Kniekehle ankommen, um es liegen lassen zu